

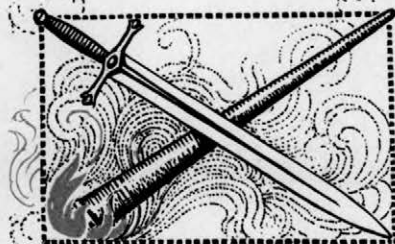
Der europäische Krieg

und der Weltkrieg
historische Darstellung
der Kriegsergebnisse von 1914-

Von

Andreas Hemberger

Mit vielen Illustrationen, Karten und Plänen



A. Hartleben's Verlag
Wien und Leipzig

(Alle Rechte, auch das der Übersetzung vorbehalten)



Die besten Werke



aus A. Hartleben's Verlag in Wien und Leipzig



Schiffahrt und Seewesen

Darstellung der gesamten praktischen und sportlichen maritimen Einrichtungen und Verhältnisse der Gegenwart.

Von

Franz Freiherrn von Tunkl.

Mit 370 Abbildungen und 3 Karten. 28 Bogen. Groß-Oktav.
In Originalband 24 K = 20 M.

Mit diesem Werke verfolgt der Verfasser den Zweck, für die praktischen und sportlichen maritimen Einrichtungen und Verhältnisse das Interesse weiterer Kreise zu erwecken und Anregung zu tieferem Eindringen in die so hochinteressanten und willenswerten Disziplinen der Nautik zu geben, über die jeder Gebildete orientiert sein muß.

Leitfaden der Luftschiffahrt u. Flugtechnik

Von Dr. Raimund Nimführ,

em. k. k. Universitäts-Adjunkt an der Zentralanstalt für Meteorologie und Geodynamik.

Zweite, vermehrte u. verbesserte Auflage. Mit 338 Abbildungen. 34 Bogen. Groß-Oktav. In Originalband 15 K = 13 M. 50 Pf.

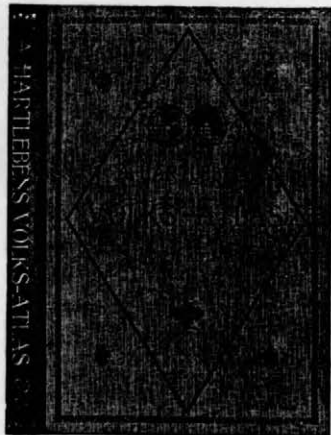
Die erste Auflage dieses Werkes war nach weniger als Jahresfrist vergriffen. Diese freundliche Aufnahme dürfte wohl nicht zum geringsten Teile darin ihren Grund haben, daß der Autor es verstanden hat, die schwierigsten Probleme in einfacher, anschaulicher und auch anregender Form darzustellen, was er auch in der zweiten Auflage festhielt.

A. Hartleben's

Volks-Atlas

86 Hauptkarten und 84 Nebenkarten in 125 Kartenseiten.
Groß-Folio-Format. Mit erläuterndem Text und alphabetischem Namenregister. Fünfte, vollkommen umgearbeitete und erweiterte Auflage.
In Halblederband 18 K = 15 M.

Der »Volks-Atlas« ist in vielen Familien Erbgut geworden, ein Beweis für seine Volkstümlichkeit. Er ist ein treuer Berater in allen geographischen Fragen, wie sie bei der Zeitungslektüre, während der politischen Unterhaltung usw. auftauchen.



sie mußten mit dem bewaffneten Widerstande Belgiens rechnen.

Die belgische Armee war durch die Heeresreform vom Jahre 1913 neu geordnet worden. Nach der Reorganisation sollte der Friedensstand von 100.000 Mann auf eine Kriegsstärke von 340.000 Mann gebracht werden können; davon waren 150.000 Mann für das Feldheer, 130.000 Mann für die Festungen bestimmt und 60.000 Mann sollten die Reserve bilden. Die Reform war jedoch erst in der Durchführung begriffen und im ganzen höchstens 180.000 Mann verwendbar. Daneben bestand noch die Bürgergarde, eine Art von Landsturm, deren militärischer Wert nicht sehr hoch eingeschätzt werden konnte.

Großen Wert hatte Belgien auf den Ausbau seiner Festungen gelegt. An der Maaslinie waren die großen befestigten Lager von Lüttich und Namur verbunden durch das Fort Huy. Lüttich besaß zwölf starke Forts auf beiden Maasufern, Namur einen Fortsgürtel von neun starken Forts. Dazu kam Antwerpen, das durch einen dreifachen Festungsgürtel zur stärksten Festung der Welt gemacht worden war.

Am 4. August hatten die deutschen Vorhutten längs der ganzen Grenze Belgien betre-

ten. Der Brief eines deutschen Soldaten erzählt in überaus anschaulichen Worten das erste Eindringen der deutschen Truppen in Belgien — zum Teil mit Automobilen —, die Schwierigkeiten, die ihnen entgegengestellt wurden, und die ersten Kämpfe; er lautet:



Rue de la Station Visé,
den 4. August 1914.

Lieber Bruder Triz!

Uns geht es hier noch allen gut. Ich sitze hier augenblicklich auf meinem Tornister auf der Straße und rauche eine teure Zigarre, welche ich von einem Belgier erhalten habe. Nachfolgend erhältst Du eine kleine Schilderung des heutigen vergangenen Tages:

Nachdem wir in der Nacht in Aachen in einem Saal auf Stroh geschlafen hatten, marschierten wir heute morgen von Aachen nach der „Dreiländer-Gte“, an welcher Deutschland, Holland und Belgien zusammenstoßen. Dort wurden circa 150 Mann auf Autos geladen, die von Aachener Privatleuten gestellt werden mußten. Es erhielte das Kommando „Laden und sichern“. Bald war die Grenze überschritten. Um halb 10 Uhr ging die Geschichte los. In der ersten halben Stunde ging alles gut. Die Leute waren freundlich gesinnt und manche gaben Wurst und andere Lebensmittel. Auf einer langen Chaussee fuhren wir weiter und mußten plötzlich vor großen gefällten Bäumen halten, die die Bewohner über die Landstraße gewälzt hatten. Jedesmal so sechs bis acht Stück hintereinander; jeder Baum hatte einen Durchmesser von ungefähr 50 bis 100 Zentimeter. Dieselben wurden in kurzer Zeit mit



Bei Befestigung der Außenwerke von Lüttich gerät der Kommandant General Zeman in Gefahr, von Braunschweiger Totenkopfschützen abgefangen zu werden.

Nach einer Originalzeichnung von Th. Matejko.

Sägen und Arten geteilt und zur Seite geschafft. Als wir nun wieder zirka anderthalb Stunden gefahren waren, wurden von einem seitwärts liegenden Wäldchen mehrere Schüsse auf uns abgegeben, ohne zu treffen. Sofort hielten wir und „Feuern!“ ertönte das Kommando. Es war ein eigentümliches Gefühl, auf einen Menschen zu schießen.

Durch das schnelle Gehen war der uns folgende Wagen in untern Benzinbehälter gefahren und hat ein Loch hineingestoßen. Eine unangenehme Panne. Als es wieder ruhig geworden war, setzten sich zwei Kameraden und ich auf die hinteren Gepäckkiste und mußten nach den Seiten Obacht geben. Nun fausten wir bis ziemlich an die Maas, unser Ziel. Eine Brücke, die über dieselbe geführt hatte, war von den Belgiern gesprengt worden. In der Nähe lag das oben genannte Städtchen. Unterwegs waren uns noch viele Hindernisse bereitet worden; unter anderem waren in der Querrichtung große Löcher von zirka drei Meter Breite und ein Meter Tiefe gegraben. Aber alles wurde überwunden.

Inzwischen meldete eine Patrouille, daß der Ort von den Einwohnern verteidigt werden sollte. Eine Radfahrerabteilung, zirka 60 Mann Jäger, fuhr durch den Ort bis zu der von den Belgiern gesprengten Brücke. Die durchfahrene Stadt war augenscheinlich völlig menschenleer. Mit einem Male wurde von den verschlossenen Häusern auf die Jäger geschossen. Es gab mehrere Verwundete und Tote. Auch der Hauptmann, mit dem wir noch vor einer Stunde gesprochen hatten, erhielt einen Kopfschuß. Unsere Abteilung lag noch vor dem Städtchen. Die Jäger erhielten den Befehl, den Ort zu räumen, wozu wir zur Unterstützung herangezogen wurden.

Es entwickelte sich nun ein regelrechter Straßenkampf, bei welchem es auch wieder mehrere Verwundete und Tote gab. Nach einiger Zeit ging der Ortsälteste herum und forderte die Bewohner auf, die Feindseligkeiten aufzugeben. Jetzt waren die Bewohner mit einem Male sehr freundlich gesinnt. Sie mußten gar nicht, was sie uns alles Gutes bringen sollten, am liebsten sollten wir gleich fort bleiben. In dieser Zeit kreiste über uns ein Flugzeug. Es verzog sich aber schon nach einigen Schüssen der Artillerie. Am Abend um 10 Uhr wurden wir in einer Scheune einquartiert. Das war der erste Tag mehrerer Tagebeurlaubung.

Gute Nacht! Ich muß jetzt auf Nachtpatrouille ziehen.

Viele Grüße Dein Bruder.

Schon aus diesem ersten Brief, der vom westlichen Kriegsschauplatz überhaupt eintraf, geht hervor, daß die durch Regierung und Presse fanatisierte belgische Bevölkerung von Anfang an sich den deutschen Truppen feindlich gegenüberstellte. Wie schwer hat Belgien das büßen müssen!

Die Einnahme von Lüttich.

Das nächste deutsche Ziel war von Anfang an die Festung Lüttich. Schon am 5. August wurde gemeldet, daß eine unbedeutende deutsche Truppenabteilung mit großer Verwegenheit einen Handstreich auf Lüttich verjucht hatte. Einzelne Reiter waren in die Stadt gedrungen und versuchten sich des Kommandanten zu bemächtigen, der sich ihnen nur durch die Flucht entziehen konnte. Der Handstreich mißglückte, die Deutschen mußten sich zurückziehen, und die fran-

zösische Presse stempelte den tollkühnen Handstreich zu einer schweren deutschen Niederlage. Die französische Regierung verlieh der Stadt Lüttich das Kreuz der Ehrenlegion, und König Albert beantwortete diesen Theaterstreich am 7. August mit einem Telegramm an den Präsidenten der Republik, in welchem es hieß:

„In meinem und des belgischen Volkes Namen wünsche ich, meinem tiefsten Dank Ausdruck zu geben für den Eifer, den Frankreich, eine der Garantemächte, für unsere Selbständigkeit und Neutralität bewiesen hat, nachdem es auf unseren Wunsch versprochen hat, uns zu helfen, die Armee zurückzuwerfen, die unbekümmert um alle Verträge in Belgien eingedrungen ist.“

Präsident Poincaré depechierte daraufhin an König Albert:

„Ich danke für Euer Majestät Telegramm. Ich habe vor kurzem Gelegenheit gehabt, Frankreichs Gefühlen für Belgien Ausdruck zu geben und die Freundschaft meines Landes für Belgien wurde dieser Tage auf dem Schlachtfeld bestätigt. Die französischen Truppen sind stolz darauf, der tapferen belgischen Armee bei der Verteidigung des Landes ihrer Väter zu helfen, das vom Feinde angegriffen worden ist, und ihr in dem ruhmvollen Kampf für ihre Selbständigkeit beizustehen.“

Wenn die Schlachten mit hochtönenden Worten und Telegrammen hätten ausgefochten werden können, wären Deutschland und Österreich-Ungarn allerdings in den ersten Tagen schon von ihren Gegnern zermalmt worden.

Es kam anders, als man es in Brüssel und Paris erwartet hatte. Am 7. August meldete der offizielle Draht aus Berlin:

Lüttich ist heute gefallen und befindet sich in den Händen der Deutschen.

Ein zweites Telegramm sagte:

Die Festung Lüttich ist genommen worden. Nachdem die Abteilungen, die den Handstreich auf Lüttich unternommen hatten, verstärkt worden waren, wurde der Angriff durchgeführt.

Heute um 8 Uhr morgens war die Festung in deutschem Besitz.

Belgien hatte große Hoffnung auf die von Brialmont erbaute, auf das modernste ausgestattete Festung gesetzt — nun war sie in wenigen Tagen von verhältnismäßig geringen Truppen eingenommen worden. Es ist natürlich, daß dieser außerordentliche Erfolg in der deutschen Hauptstadt einen Jubel ohnegleichen hervorrief. Kaiser Wilhelm hatte dem Publikum den Fall der Festung durch einen seiner Flügeladjutanten mitteilen lassen. Unter den Linden rief der Chef des Generalstabs v. Moltke selbst

den Passanten die Siegesnachricht zu. Über die Einzelheiten war man jedoch in Berlin längere Zeit im unklaren. Erst am 9. August wurde folgender offizieller Bericht ausgegeben:

Lüttich ist fest in unserer Hand.

Die Verluste des Feindes sind groß. Unsere Verluste werden sofort mitgeteilt werden, sobald sie zuverlässig bekannt sind.

Der Abtransport von 3000 bis 4000 belgischen Kriegsgefangenen nach Deutschland hat bereits begonnen.

Nach den vorliegenden Nachrichten hatten wir in Lüttich ein Viertel der gesamten belgischen Armee gegen uns.

Unsere Verluste sind noch nicht genau festgestellt. Unter den Gefallenen befinden sich Prinz Friedrich Wilhelm zu Lippe, ein Oheim

des regierenden Fürsten zu Lippe, und der Generalmajor Karl v. Bülow, der jüngste Bruder des früheren Reichstanzlers.

Der Sieger von Lüttich, General der Infanterie v. Emmich, der persönlich im Sturm auf die Festung die Truppen vorwärts führte, wurde vom Kaiser durch die Verleihung des Ordens Pour le mérite ausgezeichnet. General der Infanterie Otto von Emmich ist am 4. August 1848 in Minden geboren und 1866 in die Armee eingetreten. Er nahm als Bataillonsadjutant am Feldzug gegen Frankreich teil, in welchem er sich das Eiserne Kreuz zweiter Klasse erwarb. Seit 1909 ist v. Emmich kommandierender General des 10. Armeekorps in Hannover. Er ist einer der wenigen kommandierenden Generale, die weder die Kriegsakademie besucht noch im Generalstab gestanden haben.



Übersichtskarte von Belgien.

Französische Nachrichten haben unser Volk beunruhigt. Diesen Nachrichten zufolge sollen 20.000 Deutsche vor Lüttich gefallen und der Platz überhaupt noch nicht in unserem Besitze sein. Durch die theatralische Verleumdung des Kreuzes der Ehrenlegion an die Stadt Lüttich sollten diese Angaben bekräftigt werden.

Unser Volk kann überzeugt sein, daß wir weder Mißerfolge verschweigen, noch Erfolge aufbauschen werden. Wir werden die Wahrheit sagen und haben das volle Vertrauen, daß unser Volk uns mehr als dem Feinde glauben wird, der seine Lage vor der Welt möglichst günstig hinstellen möchte.

Wir müssen aber mit unseren Nachrichten zurückhalten, solange sie unsere Pläne der Welt verraten können.

Jetzt können wir ohne Nachteil über Lüttich berichten, denn jeder wird sich selbst ein Urteil bilden können über die von den Franzosen in die Welt geschriebenen Verluste von 20.000 Mann. Wir hatten vor vier Tagen bei Lüttich überhaupt nur schwache Kräfte. Denn ein so kühnes Unternehmen kann man nicht durch eine Anjammung überflüssiger Massen vorher verraten. Daß wir trotzdem den gewünschten Zweck erreichten, lag in der guten Vorbereitung,

in der Tapferkeit unserer Truppen, der energischen Führung und im Beistand Gottes.

Der Mut des Feindes wurde gebrochen. Seine Truppen schlugen sich schlecht.

Die Schwierigkeiten für uns lagen in dem überaus ungünstigen Berg- und Waldgelände und in der heimtückischen Teilnahme der ganzen Bevölkerung, selbst der Frauen, an dem Kampfe. Aus dem Hinterhalt, aus den Ortschaften und Wäldern feuerten sie auf unsere Truppen, auch auf Ärzte, die Verwundete behandelten, und auf die Verwundeten selbst.

Es waren schwere und erbitterte Kämpfe. Ganze Ortschaften mußten zerstört werden, um den Widerstand zu brechen, bis unsere tapferen Truppen durch die Fortsgürtel gedrungen und im Besitze der Stadt waren. Es ist richtig, daß ein Teil der Forts sich noch hielt, aber sie feuerten nicht mehr, boten keinen Widerstand.

Von französischer Seite wurde zunächst der Fall von Lüttich verheimlicht, und auch die belgische Regierung verheimlichte der Bevölkerung die schwere Niederlage, die sie erlitten hatte. Als jedoch auch in Frankreich allmählich die Wahrheit durchsickerte, wurde behauptet, die deutsche Armee habe Lüttich mit unerhörten Opfern bezahlen müssen. Generalquartiermeister v. Stein sah sich am 10. August 1914 zu folgender Erklärung veranlaßt:



Gesamtansicht von Lüttich.

Seine Majestät wollte keinen Tropfen Blutes unserer Truppen durch die Erstürmung der Forts unnütz verschwenden. Sie hinderten uns nicht mehr an der Durchführung unserer Absichten. Man konnte das Herankommen der schweren Artillerie abwarten und die Forts in Ruhe nacheinander zusammenschießen, ohne nur einen Mann zu opfern, falls sich die Besatzungen der Forts nicht früher ergaben. Aber über dies alles durfte eine gewissenhafte Heeresleitung nicht ein Wort veröffentlichen, bis so starke Kräfte auf Lüttich nachgezogen waren, daß es auch kein Teufel uns wieder entreißen konnte. In dieser Lage befinden wir uns jetzt.

Die Belgier haben zur Behauptung der Festung, soviel sich jetzt übersehen läßt, mehr Truppen gehabt, als von unserer Seite zum Sturm antraten.

Jeder Kundige kann die Größe der Leistung ermesen. Sie steht einzig da.

Sollte unser Volk wieder einmal ungeduldig auf Nachrichten warten, so bitte ich, sich an Lüttich erinnern zu wollen. Das ganze Volk hat sich einmütig unter seinem Kaiser zur Abwehr der zahlreichen Feinde geschart, so daß die Heeresleitung annehmen darf, daß von ihr keinerlei Veröffentlichungen erwartet werden, die ihre Absichten dem Feinde vorzeitig kundtun und dadurch die Durchführung der schweren Aufgabe vereiteln könnten.

Generalquartiermeister v. Stein.

Am 17. August erst wurde amtlich mitgeteilt:

Das Geheimnis von Lüttich kann entschleiert werden. Uns waren Nachrichten zuge-

gangen, daß vor Ausbruch des Krieges französische Offiziere, vielleicht auch Mannschaften, nach Lüttich entsandt worden waren, um die belgischen Truppen in der Handhabung des Festungsdienstes zu unterrichten. Vor Ausbruch der Feindseligkeiten war dagegen nichts einzuwenden.

Mit Beginn des Krieges wurde es ein Neutralitätsbruch durch Frankreich und Belgien.

Wir mußten schnell handeln. Nichtmobilierte Regimenter wurden an die Grenze geworfen und auf Lüttich in Marsch gesetzt. Sechs schwache Friedensbrigaden mit etwas Kavallerie und Artillerie nahmen Lüttich ein. Danach wurden sie dort mobil und erhielten als erste Verstärkung ihre eigenen Ergänzungsmannschaften. Zwei weitere Regimenter konnten nachgezogen werden. Die Mobilmachung ist soeben beendet. Unsere Gegner wähten bei Lüttich 120.000 Deutsche, die den Vormarsch wegen Schwierigkeiten in der Verpflegung nicht antreten könnten. Wie irrten sie sich. Die Pause hatte einen anderen Grund. Jetzt erst begann der deutsche Aufmarsch. Die Gegner werden sich überzeugen, daß die deutschen Armeen gut verpflegt und ausgerüstet den Vormarsch antreten. Der Kaiser hat sein Wort gehalten, an die Einnahme der Forts von Lüttich nicht einen Tropfen deutschen Blutes mehr zu setzen als erforderlich. Der Feind kannte unsere schweren Angriffsmittel nicht und glaubte sich daher in den Forts sicher, doch schon die schwächsten Geschütze unserer schweren Artillerie veranlaßten jedes durch sie beschossene Fort nach kurzer Beschießung zur Übergabe. Die noch erhaltenen Teile

der Besatzungen retteten dadurch ihr Leben; die Forts aber, gegen die unsere schweren Geschütze feuerten, wurden in aller kürzester Frist in Trümmerhaufen verwandelt, unter denen die Besatzung begraben lag.

Jetzt werden die Forts ausgeräumt und wieder zur Verteidigung eingerichtet. Die Festung Lüttich soll den von unseren Gegnern vorbereiteten Plänen nicht mehr dienen, sondern dem deutschen Heere ein Stützpunkt sein.

Generalquartiermeister v. Stein.

Es ist nicht leicht, sich ein genaues Bild über die Eroberung von Lüttich zu machen. Nach den vorliegenden Meldungen scheinen zwei Angriffe auf die Festung unternommen worden zu sein. Am 4. August gegen Mittag drangen deutsche Truppen, unterstützt durch das Feuer ihrer Artillerie, gegen das Fort Barathon vor. Inzwischen dehnte der deutsche Führer seine Angriffsfront auf den ganzen Nordostsektor aus, so daß gleichzeitig die Forts Barathon, Chaudfontain und Embourg angegriffen wurden. Im Laufe des Abends wurde dann die Angriffsfront auf sämtliche Forts auf dem rechten Maasufer ausgedehnt. Zu gleicher Zeit stießen Kolonnen in die Stadt Lüttich selbst vor, die keine Umwallung besitzt, und zwangen die dort stehenden belgischen Truppen zum Rückzug auf das linke Maasufer. Kavallerie drang als erste in die Stadt ein; sie wurde zunächst in der allgemeinen Verwirrung für englische gehalten und konnte so tatsächlich bis an das Haus des Kommandanten gelangen. Hier wurde sie jedoch erkannt und beschossen, so daß es dem Kommandanten, General Leman, gelang, sich in Sicherheit zu bringen.

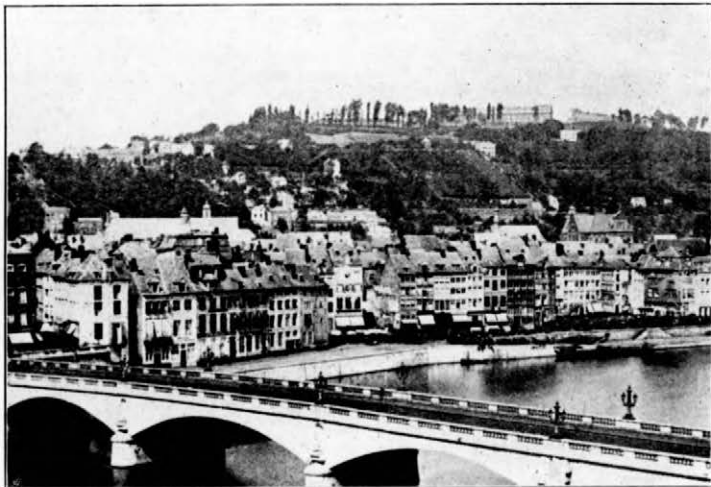
Das Fort Embourg war inzwischen zusammengeschossen worden, und nachdem so eine Lücke gebrochen war, wurde Fort für Fort einzeln genommen, indem man die schweren Batterien des Feldheeres gegen die einzelnen Forts richtete und diese dann nacheinander zusammenstieß. In drei Tagen war der gesamte Fortsgürtel in den Händen der deutschen Truppen.

Auch der Kommandant von Lüttich wurde gefangengenommen. Von den stürmenden deutschen Truppen wurde der 64jährige General halb erstickt und anscheinend bewußtlos unter den Trümmern eines zusammengeschossenen Forts aufgefunden und in Sicherheit gebracht. Die deutschen Offiziere nahmen sich seiner in kameradschaftlicher Weise an; der Degen wurde ihm in Anerkennung seines tapferen Verhaltens von General v. Emmich belassen.

Einzelheiten über die Einnahme von Lüttich.

Sehr anschaulich schildert der Brief eines Mitkämpfers, der kurz vor der Einnahme gefangen wurde, die Kämpfe um die belgische Festung. Er erzählt unter anderem:

Dienstag, 4. August 1914. Morgens früh durch den Raahener Wald. Gegen 1/12 Uhr überschreiten wir die belgische Grenze, die Bevölkerung winkt mit deutschen Fahnen und stellt Wasser vor die Türen. Weiter gehts, wir sind todmüde, aber der Feind soll in der Nähe sein. Stunden um Stunden verstreichen. Tausende von Soldaten sind im Marsch nach Belgien hinein. Man sieht an der Straße verendete Pferde liegen, Autos mit Verwundeten laufen vorbei, die ersten Anzeichen des Krieges. Es gilt, noch rechtzeitig die Maasbrücke zu erreichen. Vergebens! Kurz, ehe wir Bise erreichen, fliegt die Brücke auf. Jetzt beginnt der eigentliche Kampf. Schlimmer als die Soldaten sind die Zivilisten, die hinterwärts aus den Häusern schießen. Unsere Reiter, vor denen die Bevölkerung eine Heidenangst hat, weil die Kerle wie die Teufel drauf losgehen, haben auf die Art sechs Leute verloren. Das andere Ufer der Maas ist vom Feind besetzt und ein heftiges Gewehrfeuer wütet bis zum Abend. Am Abend wird ein feindlicher Flieger von unserer Artillerie heruntergeholt. Unser Eisen ist vorzüglich, da wir aus den verlassenen Häusern alles herausholen. Nachdem ich mit zwei Kameraden



Die Festungswerke Lüttichs vom Maasufer aus gesehen.

die noch vorhandenen Kühe gemolken hatte, ging es ins Bimal.

Mittwoch, 5. August. Um $\frac{1}{2}$ 3 Uhr heraus, da unsere Artillerie ein Dorf auf dem anderen Ufer beschließen will. Es ist sehr kalt, überhaupt haben wir viel unter dem Regen und der Kälte zu leiden. Am Nachmittage ziehen wir nach A. Fortgesetzt wird an den Befehlsjahren gearbeitet, um die Maas zu überfahren. Mit einem Damenfahrad saule ich umher, es ist funktelnagelneu. Als wir überlegt sind, fällt plötzlich aus einem Hause ein Schuß. Wir erwidern das Feuer. Da stürzt weinend eine Frau aus dem Hause und zeigt durch Gebärden, daß sie von nichts weiß. Ein Offizier dringt mit mir und ein paar Leuten in das Haus, ohne etwas zu finden. Erst als kurz darauf wieder, und zwar aus dem Nebenhaus, geschossen wird, werden fünf Zivilisten im Kampf getötet. Wir haben keinen Verwandten. Am Abend mußte wieder eine Menge von Zivilisten standrechtlich erschossen werden, aber ich kann zur Ehre des deutschen Heeres behaupten, daß keine Frau, kein Mädchen und kein einjähriges Kind berührt worden sind bis zur Stunde, wo ich dies schreibe, ebensovienig das Eigentum eines Belgiers, der sich uns gegenüber nicht feindlich gezeigt hätte. Gegen die anderen müssen wir rücksichtslos vorgehen, denn es gibt nichts Unheimlicheres, als hinterrücks überfallen zu werden. Am Abend konnte ich mich an der Maas zum erstenmal wieder waschen, welche Wohlthat. Hier am Ufer pflügen zum erstenmal Schrapnellkugeln über uns weg, ohne jedoch Schäden anzurichten. Mein Hauptmann fragte mich, ob ich ihn auf einer gefährlichen Fahrt begleiten will. Natürlich stimme ich freudig zu. Nach Anbruch der Dunkelheit setzen wir über den Fluß und ziehen mit einer Truppenkolonne los. Zwei bis zweieinhalb Stunden dauert der Marsch, wie ich jetzt weiß, um Lüttich zu überzumpeln. Ganz in die Nähe der Stadt sind wir gekommen, es ist $\frac{1}{2}$ 1 Uhr.

Die Nacht von Mittwoch auf Donnerstag, den 6. August, beginnt; ich werde sie wohl in meinem Leben nicht vergessen. Während wir noch im Dorf stehen, schlagen plötzlich feindliche Schrapnelle ein. Die meisten gehen zu weit, nur einige tun ihre furchtbare Arbeit, und der Tod hält seine Ernte. Ich will euch nicht schildern, was ich alles sah; einen verwundeten Infanteristen, der ein Bein verloren hatte, schleppte ich beiseite. Er schrie: Nehmt mein Bein mit, nehmt mein Bein mit! — Ich dachte mir im Feuer: Du kannst hier getroffen werden, und so bin ich immer bei meinem Hauptmann gewesen. Als es hieß: „Leute vor!“ um Hindernisse zu zerstören, und der Hauptmann mich neben sich sah, rief er: „Gut! Bleiben Sie nur immer vor!“ Plötzlich betamen wir von einem Busch von rechts ein lebhaftes Feuer. Hinwerfen und das Feuer erwidern, war das Werk eines Augenblickes. Dann ging es mit aufgeschlanntem Seitengewehr und Hurra zum Sturm die Anhöhe hinan. Mein Vorder- oder richtiger Nebenmann fiel und rief mich mit, ich wieder auf und vorwärts, aber meine Leute hatte ich verloren. Wir waren nun zwischen zwei Forts, Lüttich lag zu unseren Füßen. Von den Forts konnten wir nun nicht beschossen werden. Lüttich liegt in einem Tal, und die ganze östliche Seite von der Anhöhe hatten wir besetzt. . . . Da ich immer mit den Offizieren vorn war, als wir langsam die Anhöhe hinabstiegen, wobei wir natürlich mehrschad Feuer erzielten, fragte mich ein Offizier nach meinem Regiment. Als ich ihn kurz darauf bat, mich seiner Truppe anschließen zu dürfen, sagte er, es wäre eine Ehre für ihn, wenn ich mit ihm ginge. Als ich das später meinem Hauptmann erzählte, sagte er, das werde er mir nicht vergessen. . . .

So zogen wir singend in die Stadt hinein. Kein Mensch zeigte sich. Die Fenster standen offen zum großen Teil, und Rissen lagen auf den Fensterränken usw., und auf den Straßen waren Holzstapel in Brand ge-

steht. Das alles fiel mir auf, denn die Rissen waren die schönsten Gewehraugen. Als wir nun halb in der Stadt waren, brach auch richtig ein furchtbares Feuer aus allen Fenstern los, und wir mußten schnell zurück. Auch ich bekam einige kleine Geschößsplitter in das Knie. Das heiligeunde Stücken habe ich mir gestern aus dem Knie geholt. Bis wir die Anhöhe wieder erreichten, waren wir unter Feuer. Hier traf ich meinen Hauptmann, der mit erkrümelte die Hand reichte, als er mich wieder sah. Nun lagen wir kleiner Haufen auf dem Berg, abgeschnitten von jeder Verbindung nach rückwärts, so daß, als auch die feindliche Artillerie das Feuer aus uns begann, unser Führer sich ergeben mußte. Wir paar Mann wurden ohne Gewehr und Tornister durch die Stadt in das Gefängnis gebracht. Die Nacht haben wir trotz des Geschößfeuers vor Ermüdung geschlafen. Freitag, den 7. August, öffnete sich plötzlich unsere Zellentür und ein preussischer Generalstabsoffizier besetzte uns. Er verkündete uns, daß die Stadt in deutschem Besitz wäre, vor allem die Festung. Wir sitzen jetzt gestern darin, und wenn die Belgier sie wieder haben wollen, bekommen sie ihre eigene Mortartion zu kosten, denn wir haben genug davon erobert.

Ein holländischer Journalist, der sich zur Zeit der kurzen Belagerung in Lüttich befand, schildert seine Erlebnisse:

Während das Publikum den einrückenden belgischen Truppen jubelte, drangen die gewaltigen Explosionen und Erschütterungen von der Sprengung der äußersten Maasbrücken nach dem Platz vor dem Stadthaus, wo ich mich befand, und hoch in der Luft sah man nun auch deutlich die deutschen Granaten in ihrem feurigen Lauf zu ihrem Zerstörungswert. Wie ein Komet eilte eine solch höllische Bombe mit ihrem feurigen Schweif durch die Luft, und kaum habe ich sie in ein großes Haus an der Ecke der Rue de Madeleine und des Maaslars einschlagen sehen, so brach bereits eine pechschwarze Rauchwolke durch das Dach, untermischt mit hellen Flammen, eine Vorprobe von dem, was zu erwarten stand, wenn wirklich die Deutschen in dieser Nacht zum Bombardement übergehen. Überall sah man die Bewohner des Kais ihre Fenster verbarrierieren und die wenigen Kauladen in der Stadt, die noch offen waren, schlossen ihre Schaufenster, Hotels und Gasthäuser im Stadtzentrum waren bereits vom Morgen ab geschlossen, die meisten von ihnen waren unter die Flagge des „Roten Kreuzes“ gebracht und zur Aufnahme von Verwundeten eingerichtet worden. Noch fliegt hie und da eine einzelne Bombe in die Stadt, und es geht sofort das Gerücht, daß sie eingeschlagen habe. Es steigt die Aufregung, wächst die Angst vor dem, was noch kommen soll. Plötzlich schweigt der Kanonendonner draußen, wie man sagt, um beiden Parteien Gelegenheit zu geben, ihre Toten und Verwundeten wegzubringen, aber die Aufregung vermindert sich nicht und ebensovienig legt sich die Angst. Im Gegenteil, diese steigert sich zu einer wahren Panik, die die Nichtkombattanten zu einer Flucht treibt. Alles will nach Brüssel oder wenigstens nach Tongeren, jedenfalls fort aus dieser Stadt, wo einem gerade das Dach über dem Kopf weggeschossen wird.

Ergreifende Szenen spielten sich da in der Rue de Guillemins und auf dem Bahnhofplatz ab. Am Beginn des Abends, gegen 9 Uhr, sitzen wir still beieinander in einem Hinterzimmer unter einem mit Matratzen verdeckten Fenster. Es fällt ein Schuß, der dicht hinter dem Haus einschlägt, so daß der Donner die Scheiben klirrend zerpringen läßt, während ein Stück der Mauer sich in Schutt verwandelt. Dann wird alles still, unheimlich still draußen und drinnen. In dem großen Keller unter dem Haus liegen schon ein paar Kinder auf Matratzen schlafend, Pakete mit Kerzen stehen herum sowie Haken und Schaufeln, damit man

helfen kann, wenn das Haus einstürzt. Wir legen uns auf den Flur des hinteren Zimmers nieder, die alten Frauen knien betend nieder.

Um 1 Uhr nachts ertönt der Ruf „Feuer“ auf den Straßen. Einige Stunden später wieder. Um 4 Uhr sahen wir helle Flammen hoch über der Stadt, man sagt, die Festung brennt, doch sehe ich mit dem Fernrohr, daß es nur Bäume und niedrige Häuser sind. Nun die Nacht vorbei ist, lehre ich nach meinem Hotel zurück, ein bißchen nüchtern und enttäuscht. Aus der Ferne ertönt noch Geschützfeuer, aber es ist ganz weit weg. Man spricht von einem Waffenstillstand und ganz plötzlich kommt die Nachricht, die Deutschen ziehen durch die Stadt. Als ich auf den Theaterplatz komme, finde ich dort deutsche Grenadiere, sauber in Kathiniformen, auch die Helme mit einem Überzug in gleicher Farbe, sie stehen in Reih und Glied mit Gewehr bei Fuß und lösen einander in der Bewachung der Straßen ab. Den ganzen Weg, den Maastal entlang, wo die Brücken, auch zwei der innersten, jämmerlich verwüftet sind, und auf dem Wege nach den Hügel, wo die Festung liegt, stehen die deutschen Soldaten, hinter und vor ihnen das Publikum, neugierig, aber töstestill. Kein Wort, kein Gemurmel, nichts wird vernommen. Sie schauen nur nach den gefährdeten Deutschen, die jetzt so ruhig dastehen oder höchstens die Menschen mit einem „Cir-culez Messieurs!“ nötigen. Es fiel mir auf, wie viele von diesen Deutschen offenbar französisch verstehen und sprechen.

Man dürfte beinahe sagen, die Einnahme von Lüttich ist durch Überraschung erfolgt. Niemand weiß es recht, einige sagen, daß die Forts von Fleron und Eoegnee nicht mehr zu halten waren, andere, es sei alles nach einer Belpredung des Generals Leman und des Bürgermeisters Kleyer mit Parlamentären der Deutschen geschehen. Sicher ist, daß um 9 Uhr die Festung noch belagert war. Den Bewohnern war nicht zu trauen. Der Bürgermeister hatte in einer Bekanntmachung die Bevölkerung ermahnt, sich ruhig zu verhalten, und doch wurde überall aus den Fenstern geschossen.

„Ganz in der Nähe von mir“, so erzählte mir ein Jägerleutnant, „war ein Bürger, der auf einem Fahrrad daherfuhr, an einen Mann herangekommen, hatte ihn begrüßt und den Mann auf Deutsch gefragt, ob er ihn sprechen könne. Plötzlich hatte dann der Mann einen Revolver gezogen und aus den Mann geschossen, aber gefehlt. Im nächsten Augenblick hat er an der Lanze.“ „Und hier hängen drei“, fuhr mein Begleiter fort, indem er nach einem Baume vor uns zeigte. Und da hingen auch drei Franktireure, die auf Verwundete geschossen und einen Hauptmann ermordet hatten, und dicht daneben lagen ruhig die deutschen Jäger und schliefen.“

Erzählungen von Bewohnern von Lüttich, deren Glaubwürdigkeit verbürgt ist, ist noch zu entnehmen:

„Dienstag früh (4. August) hörten wir den ersten Kanonendonner. Es waren Schüsse des Feindes, denn die Festung rührte sich nicht. Das Schießen dauerte an bis Mittwoch früh. Das waren bedrückte Stunden für die Stadt, obwohl die Schüsse der deutschen Kanoniere ausschließlich auf die Festungswerke gerichtet waren und nicht auf die Stadt.

Mittwoch früh schien der deutsche Befehlshaber, offenbar durch das Schweigen der Festung verführt, der Meinung zu sein, jetzt dürfe er den Sturm wagen. Eine deutsche Pa-

trouille gelangte bis zur Schleuse am Museum und schoß den Einnehmer, der an seinem Post arbeitete, durch das Fenster nieder. (Es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß der Einnehmer, der niedergeschossen wurde, ruhig an seinem Post gearbeitet hat; nach den Erfahrungen, die sonst gemacht wurden, haben die deutschen Soldaten nur auf Leute geschossen, die sie bedrohten, und das wird wohl auch hier der Fall gewesen sein.) Durch diesen Schuß aufgeschreckt, kam eine Ab- teilung der Besatzung herbei und schoß die sechs Mann starke Patrouille nieder. Nun entstand ein allgemeines Gewehrfeuer zwischen Vertei- digern und Angreifern; die reitende Artillerie rückte aus. Nach einiger Zeit kam die Besatzung triumphierend zurück; die Deutschen waren zu- rückgetrieben, die Artillerie hatte indes viele Verwundete mitgebracht. Von neuem eröffnete die deutsche Artillerie das Feuer auf die Forts, ohne daß diese antworteten. In der Nacht zum Donnerstag begannen die schweren Geschütze der Festung ihr donnerndes Gebrüll. Ein ohrenbetäubendes Artilleriefeuer entwickelte sich, das bis vormittags 11 Uhr anhielt.

Um 2 Uhr nachmittags war ein Parlamen- tär in einem Auto in Gesellschaft eines belgi- schen Offiziers angekommen. Ein Reiter mit der weißen Flagge ritt neben dem Auto. Das rollte in den Binnenhof des Stadthauses. Dort fand die erste Unterhandlung statt. Acht Minuten später fuhr das Auto nach dem Gebäude der Provinzregierung und dort fanden sich auch der Lütticher Bürgermeister Kleyer und der General Leman ein. Die Unterhandlungen zogen sich langsam und mit Mühe hin. Der deutsche Parlamentär sagte, ansehnliche Streitkräfte ständen vor der Festung, und es geschehe aus einem Gefühl der Humanität heraus, daß man zum letztenmal um die Übergabe der Stadt und der Forts ersuche. General Leman ant- wortete, er habe bestimmte Befehle und diese würde er als Soldat ausführen. Er könne und dürfe die Festung nicht übergeben und werde bis zum letzten Mann stehen. Was nun die eigentliche Stadt Lüttich betreffe. . . . „Oh“, ant- wortete der Parlamentär, „alles oder nichts!“ Wir wollen sowohl die Stadt wie auch die Forts. Das ist für uns eine Sache von zwin- gender Notwendigkeit.“

Im Namen der Bevölkerung Lüttichs drang dann der Bürgermeister Kleyer beschwö- rend auf den Unterhändler ein. Doch vergebens. Der Unterhändler zog sich zurück mit der Bemerkung, daß vor 6 Uhr die Antwort einlaufen müsse; wenn bis dahin die Antwort nicht da sei, werde die tatsächliche Beschießung der Stadt be- ginnen. Diese Nachricht verbreitete sich blitz- schnell durch die ganze Stadt und rief unter der Bevölkerung eine unbeschreibliche Panik her-



Der deutsche Sturmangriff auf die Festungswerke von Lüttich.

Nach einer Originalzeichnung von Th. Mateiko.

vor. Zahlreiche Familien meinten, die Stadt würde mit Feuer und Schwert vernichtet werden, und so warfen sie das Nötigste in die Koffer und stürmten nach dem Bahnhof Guillemins, um hier einen Zug nach Brüssel zu erreichen. Um $\frac{1}{2}$ Uhr war Lüttich eine verlassene Stadt, keine Seele zu erblicken; alle Häuser waren geschoffen und verrammelt, und um 6 Uhr krochen alle in ihre Keller. Eine Stunde verlief, alles blieb still. Endlich um 7 Uhr abends fiel der erste Schuß.

Die Belagerer begannen nun Bomben in die Stadt zu werfen. Verschiedene Häuser wurden durch die Beschießung zerstört und stürzten teilweise ein. Dreizehn Häuser standen in Brand. In einem Hause wurden eine Frau und acht Kinder durch eine Bombe getötet. Eine wahnsinnige Panik bemächtigte sich der Bevölkerung. Es wurde geschrien, gejammert, gebetet und geflücht. Die Menschen krochen in Ställe und Keller, überallhin, wo sie einige Deckung zu finden meinten. Bis $\frac{1}{4}$ Uhr früh dauerte das höllische Nachtschaupiel. In diesem Augenblick wurde die Festung selbst in Brand geschossen, und jeder begriff, daß nun kein Halt mehr war. Die Garnison zog ab. Sie nahm die Richtung nach Seraing. Bis $\frac{1}{2}$ Uhr feuerten die Deutschen weiter, dann schwieg die Artillerie und große Massen Infanterie und Kavallerie zogen in die Stadt hinein.“

An der Belagerung hat auch ein deutsches Luftschiff, „Zeppelin VI“, sehr wirksam teilgenommen. Von dem Luftschiff aus wurde am 6. August zunächst aus einer Höhe von 600 Meter eine Bombe geworfen, welche verlagte. Daraufhin ging das Luftschiff bis auf 300 Meter herunter, und schleuderte zwölf Bomben herab, welche sämtlich sofort explodierten und die Stadt an mehreren Stellen in Brand setzten. Über die letzte Zeit vor der Übergabe und diese Beschießung durch das deutsche Luftschiff berichtet ein Augenzeuge:

Ich traf auf der Flucht am 5. August nachmittags um 4 Uhr in Lüttich ein, eben zur Zeit, als die Abteilung Braunschweiger Husaren das tolle Reiterstück verjagte, den Befehlshaber der Festung abzufangen. Dieser hatte sich zu einer Besichtigung der Außenfesten aus der Stadt begeben, und auf der Rückkehr verlugten die Totentopfhusaren inmitten der feindlichen Stadt den General abzufangen. Das lächerliche Wagnis wäre auch glücklich, wenn nicht das Auto des Generals schneller gewesen wäre als die Pferde der Husaren.

Nun wandte sich die ganze Wut der Bevölkerung gegen alles, was deutsch hieß, und schonte selbst Frauen und Kinder nicht. Eine Deutsche, die mit ihrem kleinen Kinde flüchtete, stolperte und fiel hin. Sofort stürzte die Menge über sie, das kleine Kind wurde an einem Beine ergriffen und mit dem Kopfe an die nächste Laternen Säule geschlagen, daß es nach einigen Zudungen sein Leben aushauchte. Die Frau selbst wurde in bestialischer Weise mißhandelt. Man riß ihr die Haare aus, daß manche Stellen des Kopfes ganz kahl waren, die

belgischen Weiber schlugen ihr schließlich mit Steinen den Kopf ein.

Es verging eine Schreckensnacht. Alle rechneten damit, daß ihnen der nächste Tag den Tod bringen würde. Durch dichten Nebel dämmerte der Morgen herauf. Da, als die Sonne aufstieg, sah man im Osten ein Luftschiff auftauchen, das die Deutschen an seinen Umrissen als einen Zeppelin erkannten. Es erschien den Beobauernwerten wie ein Ketter vom Himmel. Alles schrie und weinte, die Männer und Kinder fielen in die Knie, weinend und betend rief alles: Zeppelin, Zeppelin, Hilfe! — Während alle die Bewegungen des Ballons mit stiebhafter Aufregung verfolgten, sah man von der rückwärtigen Gondel einen leichten Rauch herabstreichen. Es war eine Bombe, die aber verlagte hatte. Der Zeppelin war in einer Höhe von etwa 600 Metern. Plötzlich senkte sich seine Spitze und er kam auf etwa 300 Meter herab. Zugleich warf er hintereinander zwei Bomben aus, die unter donnerähnlichem Getöse in der Stadt explodierten. Nun begann in der ganzen Stadt und von den Forts eine wütende Beschießung des Ballons. In den Donner der Kanonen mischte sich das Geknatter unzähliger Gewehrschüsse. Wer nur eine Flinte besaß, schoß auf den gefährlichen Feind in den Lüften. Auf der Straße, auf den Dächern, überall standen die Schützen, die in ohnmächtiger Wut auf das stolze Luftschiff losfeuerten. Auch die Soldaten, die zur Bewachung der Flüchtlinge aufgestellt waren, hielten ihren Posten verlassen, um auf den Bahnhofsvorplatz zu eilen und mitschließen. Vorher hatten sie den Gefangenen unter den fürchtbarsten Drohungen eingekerkert, keinen Fluchtversuch zu unternehmen. Der Zeppelin beschrieb noch mehrere Schleifen um die Stadt und warf noch weitere zehn Bomben, die alle fürchterliche Wirkung taten. Am den Flug des Ballons, von dem die Armen alles Heil erhofften, weiterverfolgen zu können, eilten die deutschen Gefangenen auf den Bahnhofsvorplatz. Er war leer. Nur aus den Seitengassen und von den Häusern schoß man noch wie verrückt nach dem Zeppelin.

Plötzlich sprengt aus einer Gasse ein Totentopfhuhar im vollen Galopp auf den Platz. Kaum sehen ihn die Leute, als auch schon das Feuer aus den Fenstern auf ihn eröffnet wird. Er reißt sein Pferd herum und verschwindet wieder. Gleich darauf stürzt ein Infanterieoffizier um die Ecke, in der Rechten den Säbel, in der Linken die Pistole. Hinter ihm im Sturmschritt eine Abteilung deutscher Infanterie. Es waren die Ketter für die Gefangenen. Jubelnd eilten die Deutschen auf ihre Brüder zu. In fliegender Hast schildern sie ihr Elend. Ein Offizier gibt den Befehl, die Deutschen und die übrigen Gefangenen einzuschließen und vor den einheimischen Wüterichen zu bewachen. Die zu Tode erschöpften Flüchtlinge erhalten von deutschen Soldaten nach langer Zeit die erste Labung. Gutmütig teilen sie mit ihnen ihr Brot und ihren kalten Kaffee aus den Feldflaschen.

Es ist gegen 8 Uhr morgens. Unablässig ziehen neue Abteilungen Infanterie in die Stadt. Die Bevölkerung schließt aus den Fenstern auf die Soldaten, Frauen werfen Gläser und Schüsseln auf die Deutschen und versuchen sie mit heißem Wasser zu überschütten. Die Deutschen bleiben die Antwort nicht schuldig. Mit gefülltem Bajonnet bringen die Soldaten in die Häuser, aus denen Schüsse fielen, und treiben die Leute auf die Straße. Im Galopp fährt ein Geschütz auf den Bahnhofsvorplatz. Kaum daß die Pferde stehen, tracht der erste Schuß gegen ein Haus, aus dem auf die Deutschen geschossen wurde. Nun wird es schnell still. Die Leute fliehen in die innere Stadt, hinter ihnen ziehen die deutschen Truppen.

Höchst anschaulich schildert ein Jesuitenbruder, der vom Kloster Jesuite aus, dicht bei

Lüttich auf einer Anhöhe gelegen, das nächtliche Bombardement in der Nacht zum 7. August durch das Luftschiff mitangesehen hatte, seine Wahrnehmungen. Er erzählt:

Am Donnerstag, den 6. August, hatte ich mit sieben anderen Brüdern die Wache, von Mittag bis Mitternacht. In der Nacht, $\frac{1}{2}$ 12 Uhr, hörte ich plötzlich ein mir ganz unbekanntes Geräusch. Daraufhin ging ich in den Hof nach der Seite, von der aus ich Lüttich und seine Forts sehen konnte. Ich sah da in einiger Entfernung am Himmel ein kleines Licht, das zeigte mir, daß sich das Wesen in der Luft befand. Ich wollte meinen Rundgang wieder aufnehmen, aber das näherkommende Surren hielt mich fest. Das Licht kam näher und näher. Jetzt hörte das Geräusch auf. Es ging mir durch den Kopf, das könne vielleicht ein Luftschiff sein — aber nein — plötzlich erstrahlte auf der Erde ein blendendes Licht. In dem Lichtschein da unten sah ich alles hell und deutlich, Teile der Befestigung und anderes. Aber da — vom Widerschein der beleuchteten Erde erhellt, sah ich's jetzt, es war wirklich ein mächtiges Luftschiff! Der Schein mochte sich nur einige Sekunden gezeigt haben, aber wie lange schien es mir! Mein Auge hatte sich noch nicht an das Dunkel der Nacht gewöhnt, da hörte ich ein Getöse. Ich sah gegen den Himmel, nichts passierte; das kleine Licht zog ruhig weiter. Aber da unten, da sah ich jetzt genug — Feuer und Rauch! In der Hölle war alles zu sehen. Das Echo kam nun an mein Ohr. Ich hatte mich von dem großen Schreden noch nicht erholt, als schon ein zweiter Schein auf der Erde in ziemlicher Nähe sich zeigte. Jetzt konnte ich's auch noch deutlicher sehen, daß es ein Luftschiff war, an langem Seile tief unten hing, wie mir schien, ein metallener Korb, in diesem stand ein Mann. Deutlich sah ich's, wie er mit beiden Händen einen Gegenstand in die beleuchtete Stelle hinunterwarf. So wie das geschehen war, verschwand sofort auf der Erde der helle Schein. Aber ich starrte doch weiter auf diesen Fled. Eine mächtige Lichtgarbe schoß da nun auf, und große Klumpen flogen nach allen Seiten in die Höhe. Da — ein furchtbares Getöse! Mein Trommelfell schien zu plagen, ich war wie taub. Die Erde schwante unter meinen Füßen so, daß ich taumelte. Ganz benommen schaute ich nun noch nach der Stelle. Die blendende Garbe hatte sich in eine dicke schwarze Rauchmasse zusammengeballt, die sich langsam in die Höhe wälzte. Nach und nach wurde sie von unten herauf heller und heller wie weicher beleuchteter Dampf. Schließlich brannte die Stelle wie eine Feuersbrunst. Ich suchte nun zu erkennen, ob das Feuer sich ausbreitete, fuhr aber da schon wieder von einem weiteren, entsetzlichen Knall erschreckt auf. Dieses furchtbare Schauspiel wiederholte sich fort und fort, nur ferner und ferner. Von $\frac{1}{2}$ 12 Uhr bis kurz vor Mitternacht wurden auf die Forts zwölf Bomben geworfen. Zwischen den Explosionen hörte man hin und wieder die Motoren surren. Nach der letzten Explosion flog das Luftschiff in die Höhe, zog weiter und entschwand.

Noch immer stand ich wie starr an derselben Stelle, da schlug unsere Klosteruhr zwölf. An Schlaf war nicht mehr zu denken. Die anderen Brüder und Väter, wir waren zumalmen fünfshundert, blieben in den Gebäuden und schauten vom Fenster aus auf die brennende Festung.

Da ich jetzt keine Wache mehr hatte, holte ich mir eine Leiter und bestieg, um alles noch besser zu sehen, die etwas tiefer liegende drei Meter hohe Mauer. Da blieb ich bis 4 Uhr früh. Gegen 2 Uhr hatte unten in der Stadt vereinzelt Schießen und Schreien begonnen, das bald stärker und stärker wurde. Ein höflicher Alarm drang schließlich an mein Ohr, und der unserm Kloster naheliegende Stadtteil zeigte schon viele Feuersbrünste.

Aus dieser Schilderung geht hervor, daß das deutsche Luftschiff Lüttich auch zur Nachtzeit bombardierte und daß das Bombardement von großer Wirkung war. Wir möchten aber aus der Erzählung des Klosterbruders noch eine Stelle herausgreifen, die uns zeigt, bis zu welchem Grade die Wildheit der belgischen Bevölkerung sich steigern konnte — es ist zum Verständnis des Folgenden nicht unwesentlich. Der Bruder erzählt weiter:

Am 4. Uhr rief uns die Glode zur Kirche. Trotz der ungeheuren Erregung aller beherrschte uns doch alle weiter das Schweiggelübde. Es war zum Staunen! Aber die Erregung wurde zur Folter, denn unsere Andacht dauerte volle zwei Stunden. Die herrlich gemalten Glasfenster, die auch noch jeglichen Ausblick versperrten, waren vom Luftdruck der Explosion nach innen gebogen, wie Segel vom Winde gebläht. Die 80 Zentimeter dicke Steinumfassungsmauer des Hofes hatte auch tiefe und lange Risse bekommen. Als wir um 6 Uhr aus der Kirche heraus auf den Hof kamen, war das Schießen und Schreien noch unheimlicher, zahlreicher die Brände.

Wie üblich öffneten um 6 Uhr die Torwächter die Tore. Aber welches Erschrecken. Hunderte von in der Nachbarhaft wohnenden Belgiern stürmten in den Hof. Da wir von diesen die Plünderung des Klosters befürchteten, suchten vor allem die Torwächter sie hinauszufragen. Ein Vater rief: Gehet! Ihr sollt ja alles bekommen! Der sinnlos verwirrte Böbel griff aber gleich zum Messer und mordete 20 unserer Brüder und einen Vater. Ich selbst eilte zur Glode im Hofe und läutete Sturm. Mit Feu- und Mistgabeln und Schaufeln bemannst stürmten die Brüder heraus auf den Hof und jagten die Horde wieder zum Tor hinaus. Zwei Brüder, die bei diesem Kampfe ohne unser Wissen im Gebränge mit hinausgerissen wurden, fanden wir dann draußen, wie von Bestien zerfleischt und fürchterlich zerhaßt. Die Leichen waren entsetzlich anzusehen. Auch ein belgischer Bruder hatte zur Heugabel gegriffen, als ich Sturm geläutet, und war mit gegen die Tore gestürmt, in der Meinung, gegen deutsche Soldaten kämpfen zu sollen. Als er aber sah, daß die Hereinstürmenden seine Landsleute waren, kehrte er seine Waffe gegen uns. Nach kurzem Durcheinander und Kampfe mit ihm wurde ihm die Heugabel entronnen. Viele Hände padten ihn und warfen ihn über die Mauer.

Der ganze Kampf hatte kaum eine Viertelstunde gedauert. Nachdem die Tore wieder geschlossen, $\frac{1}{2}$ 7 Uhr, unserer feststehenden Eisenzeit, verammelten wir uns im Eßsaal zum Frühstück. Als wir dann aber wieder auf den Hof kamen, da hatten die belgischen Wüteriche schon von zwei Seiten an unserem Kloster Feuer angelegt. Unser Getreide und Heu, das unweit des Klosters lag, hatten sie an die Holzschuppen geschleppt, auch die von uns beladenen Getreidemagen an die Gebäude und Schuppen herangeschoben und angezündet. Die Flammen hatten schon die Giebel erfasst. An ein Retten war nicht mehr zu denken, denn alle Gebäude waren miteinander verbunden.

Eiligt wurde nun auch an die Behörde von Lüttich telephoniert und um Hilfe und Schutz gebeten. Aber zu unserem großen Schreden erschien daraufhin deutsches Militär. Weil Deutschland uns Jesuiten in seinen Grenzen nicht duldet, hatten wir nun große Sorge. Die schon auf den Hof geschafften wertvollen Schätze wollten wir, angesichts der deutschen Soldaten, eiligst wieder ins Kloster schaffen, aber der Führer der deutschen Truppe erklärte unseren Oberrn, daß Lüttich auf dieser Seite schon ganz in deutschen Händen sei. Daraufhin stellten wir uns unter deutschen Schutz, wir hatten es nicht zu bereuen.

Belgische Greuelthaten.

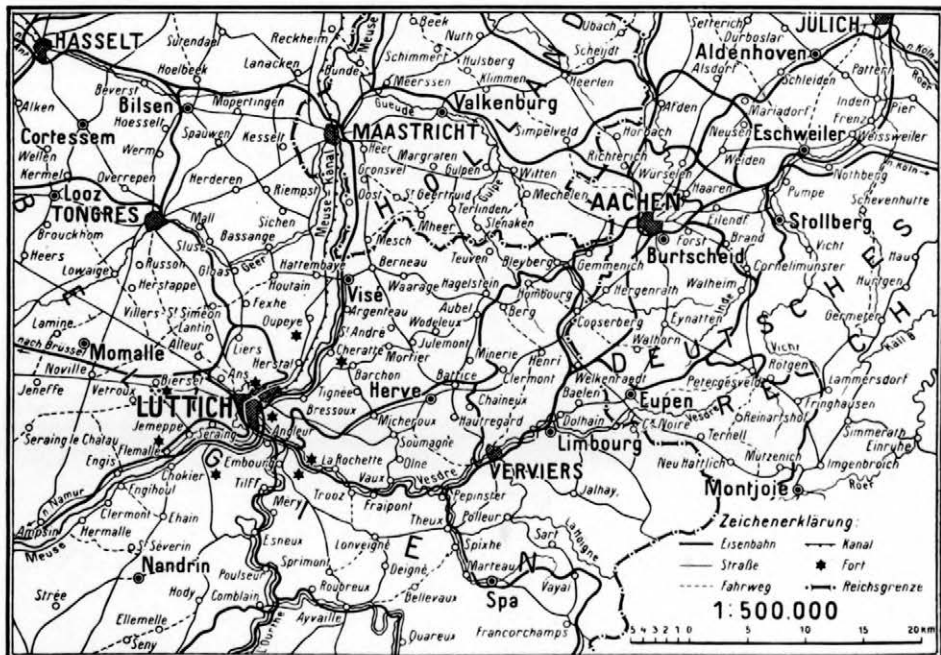
Schon aus den bisher mitgeteilten Berichten geht hervor, daß die belgische Bevölkerung in der heimtückischsten und feigsten Weise in die Kämpfe eingriff und nicht nur aus dem Hinterhalte auf deutsche Truppen schoß, sondern auch an deutschen Verwundeten, an deutschem Sanitätspersonal und an deutschen Ärzten sich in einer Weise verging, die jeder Beschreibung spottet. Es ist amtlich festgestellt worden, daß sich die Landeseinwohner am Kampf beteiligten, und man darf beinahe als sicher annehmen, daß dieser Franktireurkrieg von den belgischen Behörden gefördert, wenn nicht gar organisiert wurde. In früheren Kriegen kamen Ausschreitungen der Bevölkerung gegen die feindlichen Truppen auch vor, aber ganz gewiß nicht zu Beginn des Krieges. Der Krieg selbst mußte erst den Boden für die Verwilderung und Verrohung schaffen, auf dem Greuelthaten gegen Verwundete entstehen konnten. Wenigstens war das in europäischen Ländern so. Aber wir haben gehört, daß die deutschen Truppen schon kurz nach dem Überschreiten der belgischen

Grenze von den Einwohnern aus dem Hinterhalte beschossen wurden — das deutet darauf hin, daß der Widerstand der Bevölkerung gegen die Deutschen von Anfang an geplant war. Die Leidenschaften, die sich schon vor dem Ausbruch des Krieges in der Mißhandlung deutscher, österreichischer und ungarischer Staatsangehöriger betätigt hatten, waren mit dem Kriegsausbruch in einer Weise entseßelt, die man bei Kulturnationen nicht für möglich gehalten hätte. Amtlich wurde von deutscher Seite mitgeteilt:

„Wir haben von seiten der belgischen Bevölkerung von Männern, Frauen und halbwegsigen Burshen an unseren Truppen alles erlebt, was wir sonst nur in Negerkämpfen erlebt haben. Die belgische Zivilbevölkerung schießt aus jedem Hause, aus jedem dichten Busch mit völlig blindem Haß auf alles, was deutsch ist. Wir hatten schon in den ersten Tagen Verwundete und Tote durch die Zivilbevölkerung.“

So wurde einem Deutschen nachts im Bett die Kehle durchschnitten.

Ein anderes Haus hatte die Fahne des



Der Schauplatz der ersten kriegerischen Ereignisse in Belgien.

Roten Kreuzes aufgesteckt; man legte fünf Mann hinein und am anderen Morgen waren alle fünf erstochen.

In einem Dorfe vor Berviers fand man einen einzelnen Soldaten mit auf den Rücken gebundenen Händen und ausgestochenen Augen.

Von einer nach Lüttich abgegangenen Kolonne von Automobilen hielt ein Wagen in einem Dorfe, worauf eine junge Frau an den Chauffeur herantrat, ihm plötzlich einen Revolver vor den Kopf hielt und ihn niederstieß.

Beim Vorbeimarsch einer Truppe an einer Hecke in der Dämmerung wurde ein Mann aus naher Entfernung angeschossen, daß seine Haut voll Pulverkörner war.

Einem anderen Mann wurde in der Dunkelheit durch einen Schrotschuß aus aller-nächster Nähe der rechte Arm zerfetzt, so daß der Arm sofort abgenommen werden mußte.

In Gemmenich hielt die Bevölkerung eine Automobilsanititätskolonne an und beschloß sie aus allen Häusern. Die aus drei Husaren bestehende Begleitmannschaft war gegenüber den Angreifern zu schwach, konnte jedoch noch drei Täter fassen und fesseln und das Haus, aus dem die meisten Schüsse fielen, einschüßern. Das rote Kreuz am Arm und Wagen schützte die Ärzte nicht.

Die in den Lütticher Waffenfabriken beschäftigten Frauen schückten die Häuser, indem sie kochendes Wasser auf die stürmenden deutschen Soldaten herabgoßen.

Soweit der amtliche deutsche Bericht. Ein holländisches, keineswegs deutschfreundliches Blatt sagt über die Haltung der Bevölkerung von Lüttich:

Aus den Häusern wurde geschossen; Knaben und Frauen bewarfen die Soldaten mit Steinen, und selbst Greise feuerten hinter der Tür her auf die anrückenden Truppen. Diese schossen nieder, was ihnen in den Weg kam nach den Gebräuchen des Kriegesrechtes. Als die noch nicht geflüchteten Bewohner sich nicht mehr zu widerlegen schienen, wurde auf Befehl des kommandierenden Offiziers ein Karree gebildet, das die Men-

schon umschloß. Nachdem die Soldaten unter den Leuten eine gedruckte Kundmachung ausgeteilt hatten, worin in französischer Sprache mitgeteilt wurde, daß die Deutschen nicht gekommen wären, um zu erobern, und daß sie Eigentum und Rechte der Belgier achten würden, trat der militärische Befehlshaber vor. Er wandte sich in französischer Sprache an die bürgerliche Bevölkerung und wiederholte, daß die Belgier in den Deutschen keine Feinde sehen müßten und daß allein die dringende Notwendigkeit zum Betreten des belgischen Bodens geführt hätte; die Bewohner sollten sich nun in das deutsche Kriegsrecht schicken; jeder Angriff auf deutsche Truppen müßte als Hochverrat mit der Kugel bestraft werden. Als der Offizier das letzte Wort ausgesprochen hatte, wurde plötzlich auf ihn gefeuert, und er sank entsezt zur Erde. Zugleich wurden etwa acht Personen, aus deren Gruppe der Schuß gefallen war, verhaftet und auf der Stelle erschossen. Die übrigen Bewohner trieb man mit den Gewehrkolben in die Häuser zurück.



v. Emmich,
General der Infanterie, der Eroberer von
Lüttich.

während und nach den blutigen Kämpfen gekommen war:

Der erste Eindruck, den ich beim Betreten belgischen Bodens hatte, bestätigte die Gerüchte von unheimlichen Greuelthaten. Es begegnete uns eine Truppe. Sie kam aus dem ersten blutigen Gesicht zurück. In der Mitte führte sie vier belgische Gefangene zwischen sich. Empört erzählten uns die Mannschaften, sie hätten die Verbrecher dabei ertappt, als sie an unfernen Verwundeten Grausamkeiten verübten. Die Gemeinheit und Feigheit stand in den bleichen, beschmutzten Zügen der Gefangenen geschrieben. Es durchschauerte mich der Gedanke: nach einer Stunde sind sie erschossen. Weiter ging es mit dem Auto. Unser Begleitmann hatte das Gewehr schußbereit und hielt nach allen Seiten scharfe Umschau. Trüben, in der Ferne nach Lüttich hin, dröhte dumpfer Kanonendonner. In der schönen Ebene um uns stieg hüben und drüben Brandgeruch zum Abendhimmel.

Dorf Berneau. Feige, wie Meuchelmörder, hatten die Bewohner auf unsere Truppen geschossen. Nun lagen die Häuser verbrannt und verdetet da. Die Leichen von erschossenen Einwohnern hier und da zwischen den Ruinen, zerfetzte Heiligenbilder hingen noch an den brandgeschwärtzten Wänden, zertrümmerte Schränke, zerbrochenes Porzellan, alles bunt durcheinander. Dazwischen schnüffelten die hungrigen kleinen Schweinechen, die niemand mehr fütterte, nach Nahrung. Die Kühe brüllten auf den Wiesen; niemand war



v. Stein,
deutscher Generalmajoriermeister.

da, der sie mott. Nur, wenn unsere Soldaten in der Nähe bivallierten, jagten einige mit leeren Eimern hinter den Kühen her und nahmen ihnen die Milch als Kriegsbeute ab. Derartig verwüstete Ortschaften sieht man auf der Fahrt nach Lüttich fünf oder sechs. Außerdem viele zerstörte Einzelhäuser. Die rauhe Not zwang unsere Leute des eigenen Schutzes wegen zu solchen Maßregeln gegen feige, hinterlistige Überfälle. Unsere Soldaten jagten mir, wie wehe es ihnen tue, das herzzerreißende Weinen und Jammern der Frauen und Kinder anhören zu müssen.

Der Feldgeistliche schildert auch andere Episoden, wie Belgier deutsche Verwundete bei sich aufnahmen und pflegten, aber leider waren die menschlichen Bewohner des unglücklichen Königreiches in der Minderheit. Was später geschah, davon sei auch erst später die Rede.

Die deutsche Regierung sah sich nach der Einnahme von Lüttich veranlaßt, der belgischen Regierung durch Vermittlung einer neutralen Macht folgendes mitzuteilen:

„Die belgische Regierung wies die aufrichtig gemeinten Anerbietungen Deutschlands, ihrem Lande die Schrecken des Krieges zu ersparen, zurück und setzte dem deutschen, durch die Maßnahmen der Gegner Deutschlands gebotenen Einmarsch bewaffneten Widerstand entgegen. Sie wollte den Krieg, trotz der Note vom 8. August, worin die belgische Regierung mitteilt, daß sie gemäß dem Kriegsgebrauch Krieg nur mit uniformierten Mannschaften führen werde, nehmen in den Kämpfen von Lüttich zahlreiche Personen unter dem Schutze bürgerlicher Kleidung am Kampfe teil. Sie schossen nicht nur auf die deutschen Truppen; sie erschlugen in grausamer Weise Verwundete und schossen Ärzte nieder, die ihren Beruf erfüllten.

Gleichzeitig verwüstete der Pöbel in Antwerpen deutsches Eigentum in barbarischer Weise. Frauen und Kinder wurden auf bestialische Weise niedergemetzelt.

Deutschland fordert vor der ganzen gesitteten Welt Rechenschaft für das Blut dieser Unschuldigen, für die jeder Zivilisation hohnsprechende Art der Kriegführung Belgiens. Wenn der Krieg von nun an einen grausamen Cha-

rakter annimmt, trifft Belgien daran die Schuld. Um die deutschen Truppen vor der entseßelten Volksleidenschaft zu schützen, wird von nun an jeder Nichtuniformierte, der nicht durch deutlich erkennbare Abzeichen als zur Teilnahme am Kampfe berechtigt bezeichnet ist, als außerhalb des Völkerrechtes stehend behandelt werden, wenn er am Kampfe teilnimmt, die deutschen rückwärtigen Verbindungen stört, die Telegraphendrähte durchschneidet, Sprengungen vornimmt, kurz in irgendeiner Weise unberechtigt an Kriegshandlungen teilnimmt. Er wird als Frantkireur behandelt und sofort standrechtlich erschossen.“

Wir werden sehen, wie wenig leider diese ernste Warnung gefruchtet hat; Belgien war eben ganz von dem Gedanken erfüllt, daß seine Verbündeten, Frankreich und England, in kürzester Frist die Deutschen wieder über die belgische Grenze zurückwerfen würden. Es lag ja von Anfang an im Plan der belgischen Regierung, mit Frankreich zusammen gegen Deutschland vorzugehen, und es ist heute erwiesen, daß französische Truppen vor den Deutschen belgischen Boden betreten haben, und daß das ganze Geschrei über die Mißachtung der belgischen Neutralität durch Deutschland nichts weiter war als



Zerstörter Geschützturm der Forts von Lüttich.

eine jämmerliche Komödie. Einwandfrei ist folgendes festgestellt:

Am Samstag, 1. August 1914, 6 Uhr abends, verließ ein Zug mit flüchtigen Deutschen den Pariser Nordbahnhof und kam gegen 11 Uhr in der französischen Grenzstation Zeumont an. Von hier mußten die Deutschen, verfolgt, beschimpft und mißhandelt von Hunderten von rohen Burschen, den Weg nach der belgischen Grenzstation Erquelinnes zu Fuß zurücklegen.

Als sie hier ankamen, fanden sie den Bahnhof und Ort bereits von französischen Truppen besetzt. Das war also in der Nacht vom 1. auf den 2. August.

In der folgenden Nacht, vom 2. auf den 3. August, verbreitete dagegen um 2 Uhr 30 Minuten frühmorgens der französische Gesandte in

Brüssel durch die dortige Havas-Agentur die Nachricht, daß die Deutschen in Belgien eingezogen seien. Die belgischen Blätter vom Montag, den 3. August, brachten diese Nachricht mit ausdrücklicher Berufung auf den französischen Gesandten als ihre amtliche Quelle. In derselben Nacht und um dieselbe Stunde gab der Bürgermeister von Antwerpen öffentlich durch Anschlag bekannt, daß die Deutschen in holländisch-Limburg eingerückt seien und sich anschickten, auch in Belgien einzufallen.

Beide Nachrichten waren unwahr. Die belgische Regierung sah sich gezwungen, am Montag nachmittag bekanntzugeben, daß noch kein

deutscher Soldat auf belgischem Boden stehe, und die holländische Regierung meldete am gleichen Nachmittag aus dem Haag, daß auch kein deutscher Soldat sich auf holländischem Gebiete befinde.

Indes hatten die beiden Lügennachrichten des französischen Gesandten in Brüssel und des Antwerpener Bürgermeisters schon ihr Werk getan. Das belgische Volk, der Janhagel von Brüssel und Antwerpen nahm sogleich aus jenen Lügennachrichten den Anlaß, über die Deutschen herzufallen. Deutschland mußte eben zum Neutralitätsbrecher gemacht werden, vielleicht um zu verdeckeln, daß die belgische

Neutralität von Frankreich schon lange verlerkt war, ehe ein deutscher Soldat den Fuß auf belgischen Boden setzte. Lüge auf allen Wegen!

Trotz der feindseligen, nach dem Völkerecht verbrecherischen Haltung des größten Teiles der belgischen Bevölkerung, der schon so viele deutsche Soldaten zum Opfer gefallen waren, trotz der hinterhältigen Politik der belgischen Regierung bot das Deutsche Reich dem Königreich noch einmal die Hand zum Frieden.

Nach der Einnahme Lüttichs ließ die deutsche Regierung durch Vermittlung einer neutralen Macht in Brüssel folgendes mitteilen:

„Die Festung Lüttich wurde nach tapferer Gegenwehr im Sturm genommen. Die deutsche Regierung bedauert auf das tiefste, daß es infolge der Stellungnahme der belgischen Regierung gegen Deutschland zu blutigen Zusammen-

stößen gekommen ist. Deutschland kommt nicht als Feind nach Belgien. Nur unter dem Zwange der Verhältnisse mußte es angezogen der militärischen Maßnahmen Frankreichs den schweren Entschluß fassen, in Belgien einzurücken und Lüttich als Stützpunkt für seine weiteren militärischen Operationen zu besetzen.

Nachdem die belgische Armee in heldenmütigem Widerstande gegen eine große Überlegenheit die Waffenehre auf das glänzendste wahrte, bittet die deutsche Regierung den König und die belgische Regierung, Belgien die weiteren Schrecken des Krieges zu ersparen. Die deutsche Regierung ist zu jedem Abkommen mit

Belgien bereit, das sich irgendwie mit Rücksicht auf ihre Auseinandersetzung mit Frankreich vereinigen läßt.

Deutschland versichert nochmals feierlichst, daß es nicht von der Absicht geleitet gewesen ist, sich belgisches Gebiet anzueignen, und daß ihm diese Absicht durchaus fernliegt. Deutschland ist noch immer bereit, das belgische Königreich unverzüglich zu räumen, sobald die Kriegslage es gestattet.“

Die deutsche Regierung bittet Belgien, dem belgischen Volke die weiteren Schrecken des Krieges zu ersparen. Kann man noch weiter gehen? Aber die belgische Regierung antwortete in ihrer starren



Geschützturm eines Lütticher Forts nach der Einnahme.

Haltung und Verblendung:

„Der uns von der deutschen Regierung unterbreitete Vorschlag wiederholt die im Ultimatum vom 2. August formulierte Forderung. Getreu seinen internationalen Verpflichtungen kann Belgien nur keine Antwort auf dieses Ultimatum wiederholen, um so mehr, als seit dem 3. August seine Neutralität verlerkt und ein schmerzvoller Krieg in sein Gebiet getragen worden ist und die Garantiemächte loyal und unverzüglich seinem Hilferufe entsprochen haben.“

Also Ablehnung des deutschen Angebots mit dem Hinweis auf die loyale Haltung der Garantiemächte England und Frankreich, die unverzüglich dem belgischen Hilferufe entsprochen haben. Welche Torheit! Und wie teuer hat Belgien diese Kurzsichtigkeit bezahlen müssen!

Der deutsche Vorstoß über Luxemburg.

Am 2. August 1914 wurde Luxemburg zum v. Buch und überreichte ihm folgende Einspruchsnote:

Schutze der dort befindlichen deutschen Eisenbahnen von den Truppenteilen des 8. Armeekorps besetzt. Preußen hatte im Jahre 1815 durch die Schlusakte des Wiener Kongresses über Luxemburg das Besetzungsrecht erhalten; die Stadt Luxemburg war zur deutschen Bundesfestung erklärt worden. Bis zum September 1867 befand sich auch eine preußische Besatzung von 4000 Mann in Luxemburg. Im Londoner Protokoll vom 11. Mai 1867 verzichtete Preußen auf sein Besetzungsrecht, um Kaiser Napoleon III. jeden Vorwand zu einem Angriff auf Preußen zu nehmen. 1872 wurde die Festung geschleift.

Die Besetzung Luxemburgs war demnach eine Verletzung der Hoheitsrechte des Großherzogtums. Gleich nach der Ankunft der ersten Mannschaften auf dem Bahnhof wandte sich der luxemburgische Staatsminister Eschen an den deutschen Gesandten



Die deutsche Fahne auf dem Fort Loncin bei Lüttich. Im Vordergrund zerstörte Drahtverhaue und Berichanzungen.

„Euer Hochwohlgebornen habe ich telephonisch von dem Erscheinen deutscher Offiziere und Mannschaften auf großherzoglichem Gebiet in Kenntnis gesetzt. Ich erfahre, daß ein Eisenbahnzug mit Besatzung nach Luxemburg unterwegs und eine große Anzahl von Automobilen über Wasserbillig nach Luxemburg durchgefahren seien. Gegen diese flagrannte Verletzung der Neutralität des Landes legt die großherzogliche Regierung energisch Protest ein, sich alles weitere vorbehaltend. Ich bitte Sie, sofort der Reichsregierung diesen Protest zu übermitteln.“

Die Großherzogin sandte folgendes Telegramm an den deutschen Kaiser:

„Das Großherzogtum wird in diesem Augenblick von deutschen Truppen besetzt. Meine Regierung hat sofort an zuständiger Stelle Protest eingelegt und Erklä-



Gefangene belgische Offiziere werden unter starker Bewachung abgeführt. Der Regen wurde ihnen abgenommen infolge Verweigerung des Ehrenwortes, keinen Fluchtversuch zu unternehmen.

rungen der Gründe des Vorfalls gefordert. Ich bitte Euer Majestät, diese Erklärungen beizulegen und in jedem Fall die Rechte des Großherzogtums wahren zu wollen.

Marie Adelsheid.“

Um 2 Uhr erhielt der Minister den Besuch des Gesandten, der ihm folgendes Telegramm des deutschen Reichskanzlers übermittelte:

„Unsere militärischen Maßnahmen in Luxemburg bedeuten keine feindselige Handlung gegen Luxemburg, sondern lediglich Maßnahmen zur Sicherung der in unserem Betrieb befindlichen dortigen Eisenbahnen gegen Überfall der Franzosen. Luxemburg erhält für eventuellen Schaden volle Entschädigung. Bitte dortige Regierung benachrichtigen.“

Bethmann-Hollweg.“

Am Abend traf ein Telegramm des deutschen Staatssekretärs des Auswärtigen Amtes v. Jagow ein; es lautete:

„Die militärischen Maßnahmen sind zu unserem größten Bedauern dadurch unvermeidlich geworden, daß wir zuverlässige Nachrichten haben, wonach französische Streitkräfte im Vormarsch auf Luxemburg sind. Wir mußten die Maßnahmen zum Schutze unserer Armee und zur Sicherung der Eisenbahnen treffen. Ein feindseliger Akt gegen das befreundete Luxemburg ist von uns in keiner Weise beabsichtigt. Zur vorherigen Verständigung mit luxemburgischer Regierung war bei der drohenden Gefahr leider keine Zeit mehr. Die kaiserliche Regierung sichert Luxemburg vollen Schadenersatz für von uns verursachte Schäden zu.“

Das Großherzogtum fand sich, wohl ohne sonderliches Bedauern, in die geschaffene Lage; die ohnedies zum größten Teil deutschgesinnte Bewohnererschaft nahm die deutschen Truppen sogar mit außerordentlicher Gastfreundschaft auf. Von deutscher Seite geschah auch alles, um Luxemburg und seine Bewohnererschaft zu scho-

nen, und das Großherzogtum nicht empfinden zu lassen, daß es als kleiner Staat von dem großen überwältigt worden sei. Der Kommandeur der deutschen Truppen, die Luxemburg besetzt hatten, erließ am 5. August an die Bevölkerung eine beruhigende Bekanntmachung, in der er versicherte, die Besetzung sei nur vorübergehend; die persönliche Freiheit und das Eigentum blieben geachtet und geschützt. Die Truppen seien an strenge Disziplin gewöhnt und alle Lieferungen würden bar bezahlt werden.

Es hätte kaum dieser Beruhigung bedurft.

Nach übereinstimmenden Berichten kam die Bevölkerung des Großherzogtums den deutschen Soldaten mit größter Fürsorge entgegen. Alle Ortschaften, die auf den Märschen passiert wurden, hatten reichlich für Wasser gesorgt. In den Ortschaften und vor allem in der Hauptstadt des Landes wurden die Soldaten mit Liebesgaben aller Art überhäuft; die Quartierwirte überboten sich in Aufmerksamkeiten.

Der Kommandeur der deutschen Truppen in Luxemburg wurde von der Großherzogin in Audienz empfangen. Er sprach der Großherzogin den Dank aus für das ruhige und tadellose Benehmen der Bevölkerung sowie dafür, daß die Schloßverwaltung der Großherzogin das Schloß

Wiehrich bei Mainz dem deutschen Roten Kreuz zu Lazarettzwecken zur Verfügung gestellt hatte.

An dem Beispiel Luxemburgs läßt sich ersehen, wie verkehrt Belgien gehandelt hat, indem es sich dem Durchzug der deutschen Truppen widersetzte.

Die Fahrt in Feindesland.

Wir glauben, die einleitenden Kapitel über die Ereignisse auf dem französisch-belgischen Kriegsschauplatz nicht besser abschließen zu können, als indem wir die Aufzeichnungen eines Offiziers des Leipziger 107. Regiments wie-



Marie Adelsheid,
Großherzogin von Luxemburg, Herzogin von Nassau.
Geboren 14. Juni 1894. Regiert seit 1912.

dergeben, der in höchst anschaulicher Weise seine Erlebnisse vom Beginn der Mobilmachung bis nach den ersten Kämpfen in Belgien und Nordfrankreich schildert. Er schreibt:

Mobilmachung! — Der Hebel in einem unendlich vielgeliebten Mechanismus wurde ausgelöst. Mit unheimlicher Pünktlichkeit schnurrte das Uhrwerk ab und am Sonntagabend, am ersten Mobilmachungstage, marschierte unser stolzes 107. Regiment mit klingendem Spiel zum alvertrauten Tor hinaus. Eine Riesearbeit war geleistet worden, aber eine noch größere Arbeit harrte uns zurückbleibenden vier aktiven Offizieren. Wir sollten am 4. Mobilmachungstage die Er-gänzung des in friedensfarten Verbänden abgerückten Regiments nachbringen. Das waren arbeitsreiche Tage und ich war ziemlich am Ende meiner Kräfte, als in der Nacht vom Mittwoch zum Donnerstag mein Zug vom Leipziger Güterbahnhofe hinaus in die dunkle Nacht, der belgischen Grenze entgegencollte.

Den Entlassungsort wußte nur ich allein. Meine braven Reservisten wußten nicht einmal, ob sie gegen Rußland oder Frankreich ins Feld zogen. Erst als wir am Morgen in Apolda hielten, wurde es ihnen klar, daß wir den Franzosen zu Leibe rücken durften. Die Fahrt war ein Triumphzug. Der Empfang auf den Stationen großartig und je näher wir dem Westen kamen, um so begeisteter. Unter brausenden Hurras wurde der Rhein bei Koblenz überschritten. Überall stand Landsturm als Brückenschutz und auf der großen Rheinbrücke standen Maschinengewehre und Ballonabwehrkanonen, ihre Mündungen drohend gegen den blauen Himmel gerichtet. Aber die französischen Flieger ließen uns in Ruhe und am Freitagabend konnte ich meinen Zug auf die Minute pünktlich in einem Dorfe der Eifel, unweit der luxemburgischen Grenze, entladen. Meine Leute waren nicht wenig erschaut, hier oben in der Eifel zu sein. Wände glaubten, sie wären in Lotbringen oder in den Vogelen.

Die nächsten Tage brachten uns größere Märsche. Wir sollten möglichst bald unser Regiment erreichen, das in Belgien die Sicherung einer wichtigen Eisenbahntrasse übernommen hatte. Unser Marsch führte uns durch eine herrliche Gebirgsgegend mit mächtigen, rauchenden Wäldern, tiefen Tälern und freundlichen kleinen Dörfern. Am 9. überschritten wir die luxemburgische Grenze. Aber wenn nicht der Schlagbaum gewesen wäre, so hätten wir nicht gemerkt, daß wir unser deutsches Vaterland verlassen hatten. Die Bevölkerung nahm uns genau so herzlich auf wie in der Eifel. Überall waren die Leute begeistert von der Disziplin und der guten Haltung der Sachen und nahmen unsere Soldaten auf, als wären es ihre eigenen Landeskiner. Die Gegend war wunderbar schön. Die Felle ist entschieden das Städtchen Uerf. Anstrengend waren ja freilich die vielen steilen Berge für uns Leipziger, aber dafür entschädigte uns die schöne Gebirgsnatur reichlich. Am 11. August überschritten wir mit kräftigem Hurra die belgische Grenze. Nun trafen wir auch unser stolzes 107. Regiment. Die Reservisten wurden in die Kompagnien eingereiht und nach einer kurzen Rast trat unser nunmehr kriegsstarres Regiment den Vormarsch an. Weit sollten wir nicht kommen. Unsere Leipziger Brigade hatte den ehrenvollen Auftrag, den Aufmarsch der ganzen Armee zu sichern. Für uns bedeutete das, daß wir, weit auseinander gezogen, längs einer wichtigen Bahnlinie beinahe eine Woche still liegen mußten, immer vor der Hut, auch nicht einen einzigen französischen Kavalleristen hindurchzulassen. Das ist uns denn auch vorzüglich gelungen. Eine französische Kavalleriedivision, die sich vor unserer Front herumtrieb, wagte nicht durchzubrechen und nach einigen Tagen war der Aufmarsch der Armee beendet. Mein Bataillon lag während die-

ser Tage in einem belgischen Dorf mit Eisenbahnstation. Die Leute waren höflich und freundlich, wenn man ihnen auch nicht allzusehr trauen durfte. Für die Kriegsbegeisterung spricht nicht gerade, daß von den 23 Mann des Dorfes, die sich zur Fahne stellen sollten, nur ein einziger eingerückt war. Die Bevölkerung war wallonisch und machte einen schmerzigen, schmuzigen Eindruck — sehr im Gegensatz zu einzelnen flämischen Bauerndörfern, die wir später sahen.

Von der Kampfweise der „Grande Nation“ sollten wir hier schon ein kleines Vorpiel bekommen. Eine Patrouille unserer Leipziger Mannen war in dem Badoerte Honfaliage von französischen 22er Dragonern, die in Sedan in Garnison liegen, überfallen worden. Dank der Tatkraft des Führers, Leutnants Gerber, konnte sich der größte Teil retten. Nur ein paar arme Kerle waren in einem Haufe eingeschlossen. Zu ergeben weigeren sie sich. Da holten die Franzosen aus den benachbarten Häusern Petroleum, begossen das Haus damit und setzten es in Brand. Als die armen Mannen in ihrer Todesangst aus den Fenstern herausprangen, wurden sie niedergeschossen. Glücklicherweise gelang es doch noch einigen, sich zu retten. Die Wut unter den Mannen und unter uns 107ern war natürlich groß.

Hatten wir am Anfang gehofft, uns am Jahrestage der Schlacht von St. Privat-Grauelotte unserer Väter würdig zeigen zu dürfen und die Franzosen vernichtend aufs Haupt zu schlagen, so sollten wir bald sehen, daß dies nicht möglich sein würde. Ziemlich brachte uns der 18. August den ersten Vornarrsch gegen die Maas. Unsere forschigen Mannen unter ihren schneidigen jungen Leutnants hatten festgestellt, daß Belgien bis zur Maas vom Feinde frei war, daß aber die Franzosen am jenseitigen Maasufer sehr stark schanzten. Es war anzunehmen, daß wir hier auf erbitterten Widerstand stoßen würden. In großen, anstrengenden Märschen marschierten wir gegen Westen, quer durch den wilden und romantischen, sagenumwobenen Ardennerwald. Nicht fern unserer Marschstraße lag das königliche Jagdschloß St. Hubert, dort, wo die Sage vom heiligen Hubertus, dem Schuttpatron von uns Jägern, gespielt hat. Gern hätte ich als frommer Weidmann die berühmte Kapelle gesehen, aber unser Vornarrsch geschah mit solcher Wucht und Schnelligkeit und stellte solche Anforderungen an unsere Beine, daß wir froh waren, wenn wir abends todmüde auf unser Stroh niederfallen durften. Die Gegend war nach wie vor wunderschön, wir kamen durch die kleinen belgischen Städtchen Jemelle und Rochefort durch. Die Bewohner waren teils geflohen. Die Zurückgebliebenen kamen nach und nach zum Vorschein und waren sehr erstaunt, daß wir Deutsche nicht plünderten und sengten, sondern alles bar bezahlten. So anständig hatten sich die Franzosen in dem ihnen verbündeten Lande nicht benommen. Was sie brauchten, hatten sie einfach genommen und die Bezahlung offenbar vergessen.

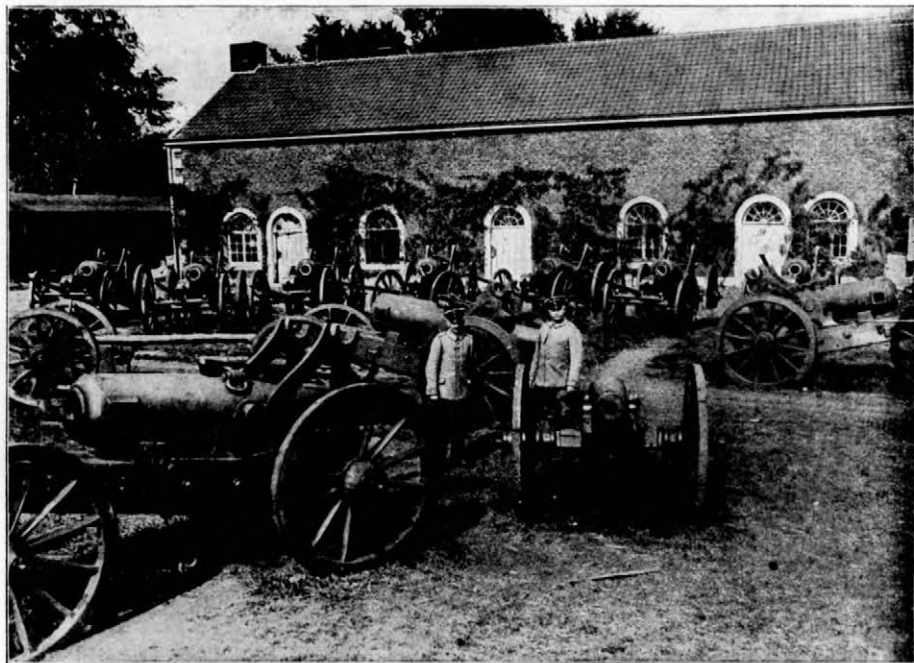
Endlich am 21. kamen wir in die Nähe der Maas. Wie unsere Mannen ganz richtig gemeldet hatten, war das andere Maasufer sehr stark von den Franzosen besetzt. Die Befestigungen waren mit außerordentlichem Geschick angelegt. Hierin sind die Franzosen Meister. Die Maas fließt hier in einem steil eingeschnittenen Tal, mit schroffen Felshängen, so daß es an manchen Stellen unmöglich war, hinunter- oder heraufzukommen. Daß wir die Franzosen trotzdem herauswerfen würden, war uns allen klar. Aber ebenso glaubten wir, daß diese Ströme von Blut kosten würde. Jedoch, wie wunderbar war der Kampf! Wir hatten die Rechnung ohne unsere brave Artillerie gemacht. Wenn wir am 23. den Übergang ohne nennenswerte Verluste erzwungen haben und wenn wir den mindestens gleichstarken Gegner aus seiner fürchtbaren Stellung in voller Aufblühe zurückwarfen, so hat das Hauptverdienst an diesem Sieg unsere herrliche Artillerie gehabt.

Dichter Nebel hing am Morgen des 23. über dem schroff eingeschnittenen Maastal und überzog auch die Berge und Hänge mit einem nach der Höhe zu dünner werdenden Schleier. Aber allmählich gewann die klare Augustsonne an Kraft und sog die Nebelschwaden auf. Nun begann der Donner der Geschütze — erhebend und furchtbar zugleich. Die Franzosen erwiderten das Feuer. Sie hatten es leicht, denn seit Wochen hatten sie das Gelände erkundet und sich nach allen wichtigen Punkten eingeschossen. Von dem ganzen Artilleriebuell merkten wir 107er wenig. Wir lagen geschickt in voller Deckung hinter einer Höhe und warteten. — Bald war auf einer Trommel ein Stat im Gange. Für den Fall, daß ein feindliches Geschöß eine unprogrammatische Störung verursachen sollte, war ausgemacht, daß das angefangene Spiel für den Spieler gewonnen gelten sollte. Dann und wann zeigte sich ein Flugzeug und sofort erschienen auch am dunkelblauen Himmel kleine weiße kreisrunde Wälzchen. Hübsch, um nicht zu sagen niedlich, sahen sie aus und doch sprühte aus ihnen der bleterne Tod. Es waren krepierende Schrapnells.

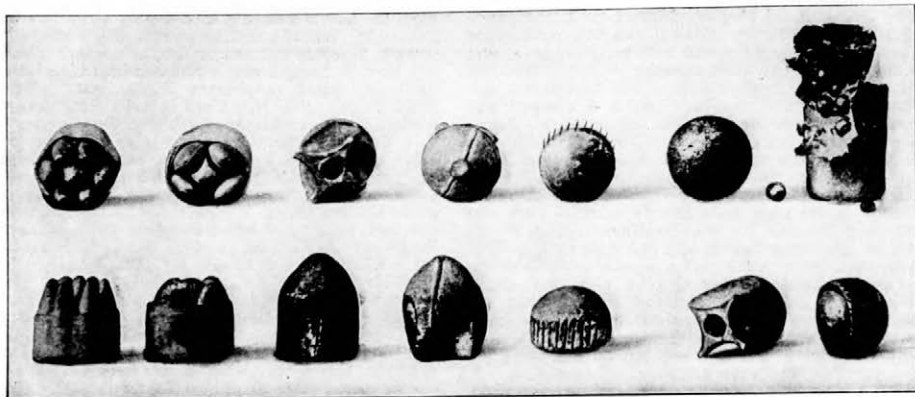
Um die Mittagstunde wurden wir alarmiert. Wir hörten, daß die Leipziger Brigade den Übergang über die Maas nicht in dem ihr ursprünglich zugewiesenen Abchnitt, sondern weiter stromauf, im Bereiche der linken Nachbarbrigade, vollziehen sollte. Einen sorgfältig erkundeten Weg, der Sicht des Feindes entzogen, ging es in flottem Marsch entlang. Unterwegs begrüßte uns unser Militäroberparrer und segnete die in den Kampf ziehende Truppe. Er hat viel Gutes getan, unser Militäroberparrer. Besonders ist mir noch ein wunderbar feierlicher Feldgottesdienst in Erinne-

rung. Es war Abend. Die Sonne ging unter und vergoldete die herrliche Gebirgsgegend. Mit tiefinnerster Andacht lauschten wir den ersten, erhebenden Worten und feierlich klangen aus vielhundertfachem Soldatenmunde die alten ewigschönen Kirchenlieder: „Halle, meine Seele“, „Ein feste Burg ist unser Gott“ und die markige Weise des Altniederländischen Dantgebetes.

Beim Weitermarsch kamen wir an einem im Entleeren begriffenen Verhandlungsplatze vorbei. Es schien Ernst werden zu wollen. Allmählich hörte der Kanonendonner auf. Dann kam ein längerer Halt in einem Seitentale der Maas. Die Feldküche wurde vorgezogen und wir ließen uns das vorzügliche Essen schmecken. Da kommt ein Usan im schärfsten Tempo angaloppiert. Im Vorbeiziehen ruft er uns zu: „Die Franzosen sind im Rückmarsch begriffen, die Stellungen an der Maas sind vom Feinde abgegeben.“ Wir lachten und glaubten es nicht. Aber bald wurde die Kunde bestätigt. Ohne den Infanterieangriff abzuwarten und ohne ernsthaften Versuch, den Übergang über die Maas abzuwehren, hatten die Franzosen ihre starken Stellungen am Maasufer geräumt. Unsere Artillerie mußte Wunder getan haben. Nachher sahen wir auch, wie unsere braven Leipziger 77er und besonders die Würzener leichten Feldhaubitzen gewirkt hatten. Ganze Haufen von toten Franzosen zeigten, daß es angenehmere Dinge gibt als einen Luftenhalt im deutschen Artilleriefeuer. Aber trotzdem sprach es nicht gerade für die Widerstandsfähigkeit unserer Gegner, daß sie so eilig das Helenpanzer ergriffen. An unserer Marschstraße lag ein schönes Schloß. Der Weinteller war außerordentlich reichlich mit den besten Weinen Frankreichs versehen.



Eroberte belgische Festungsgeschütze in der Zitadelle von Lüttich.



Dumbumartige Geschosse, wie sie von den Franktireurs gegen die deutschen Truppen verwendet wurden.

Der wurde nun etwas ausgeräumt und jede Kompanie empfing eine ganz stattliche Anzahl dickbäuchige Flaschen voll köstlichem „Düwäng“.

Dann kamen wir an die Maas. Die 6. Kompanie wurde zuerst übergesetzt, dann kam die 5. Kompanie. Fieberhaft arbeiteten unsere Riesler Pioniere, und wenn auch mal ein unruhiger Gaul ins Klare, schnellfließende Wasser fiel, so kam doch kein Unfall vor. Bald war unsere Kompanie übergesetzt und sofort wurde der Vormarsch, das steile Maasufer aufwärts, in vielen Zickzags fortgesetzt. Wir kamen an ein brennendes Dorf — Venne hieß es, glaube ich. Tote Franzosen lagen dort, oft furchtbar verstümmelt. Da hielt auch schon unser Oberst mit unserem Regimentsadjutanten. „5. Kompanie geht sofort gegen jenes brennende Dorf im Hintergrunde vor und nimmt es. Marschrichtung der linke Kirchturm!“ so lautete der Befehl, den wir erhielten. Hurra, es geht los. Mein Zug war der vorderste. Ich wurde zuerst eingekesselt.

Wir schwärmten in einer langen, lichten Schützenlinie aus und vorwärts ging es. Ich 20 Schritt vor dem Zuge, zur Seite mein brauner Spielmann und meine beiden fieren Entfernungsschützen. Schnurgerade auf den linken Kirchturm ging es zu. So schnell und gut hatte sich mein Zug noch nie entfaltet. Ein toter Unteroffizier von 181ern lag vor mir, mit bleichem Gesicht und blutigem Feldrock. „Armer Korporal“, sagte ein Mann neben mir. Dann kam ein Fleck, wo etwa 15 tote Franzosen lagen. Offenbar hatten sie deutsche Schrapnells in der Marschkolonie erwischt. Wöglich ruft mein Unteroffizier Simon: „Herr Leutnant, hier steht ein Franzose.“ „Gefangen nehmen“, sage ich. Schon kam der Kerl nach einigen Kolbenstößen aus dem Kornfeld heraus, ein zufällig zurückreitender Mann band ihn an den Steigbügel und heidi, Franzmann, lauf, in schlankem Trabe ging es zurück. Allmählich kamen wir in unübersehbliches Gelände. Ginstler und Dornbüsche bedeckten den Boden. Das Dorf, auf das wir zugingen, war nicht mehr zu sehen. Ich war nur darauf bedacht, bald wieder aus dem unbegehrlichen Gelände herauszukommen. Auf einmal ruft mein Entfernungsschützer: „Herr Leutnant, wir sind im feindlichen Infanteriefeuer.“ Richtig, das Surren und Pfeifen, das ich schon, ohne darauf zu achten, eine Weile gehört hatte, das waren Infanteriegeschosse. Pffft, klatsch, schlug eins vor mir ein in dem trockenen Boden, ein kleines Staubwölken aufwirbelnd. Ein Blick nach vorn zeigte mir, daß wir noch mehrere hundert Meter vor aufligten, ehe wir

Schussfeld hatten. Zur Feuereröffnung waren wir aber noch nicht stark genug. Also hingelegt und volle Dedung genommen. Ich sah, daß ich mit meinem Zug ganz allein weit vorn war. Das Pfeifen und Zischen der Infanteriegeschosse nahm zu. Auf einmal gab es über mir einen lauten Knall und zugleich hörte ich um mich herum ein merkwürdiges Surren und Brummen. Wir erhielten Schrapnellfeuer. Zu gleicher Zeit schlugen Geschosse von hinten in unsere Schützenlinie ein.

Endlich hörte ich links von mir deutsche Kommandorufe. Eine Kompanie von 104ern ging neben mir vor. Verbindung war bald hergestellt und in langen Sprüngen ging es vorwärts gegen das brennende Dorf. Das Buchwerk wurde dichter. Gerade an der Stelle, wo ich durch wollte, wurde es schließlich beinahe undurchdringlich. Schlehen und wilde Rosen mit allerhand Kletterpflanzen untermischt, gaben ein furchtbares Hindernis. Die Säbelschilde war bald verloren. Mühsam bahnte ich mir mit dem Säbel einen Pfad, und als das nicht mehr ging, mit meinem Jagdmesser. Den paar Leuten um mich herum ging es ebenso. Rechts und links hörten wir, wie der Angriff weiterging. Und wir staken in dem furchtbaren Gebüsch! Auf einmal hörte ich von rechts meinen Namen rufen. Es war die Stimme meines Kompaniechefs. Wir hatten schon die Richtung in dem wirren Gestrüpp verloren. Mit Aufbietung aller Kraft, zerschunden und zerkratzt, mit zerfissenen Sachen, kamen wir endlich heraus und sahen dicht vor uns in einem durch einen Strahlengang gebildeten toten Winkel die Kompanie. Schnell wurde dort wieder gesammelt, neue Züge eingeteilt und sofort schwärmte ich mit meinem Zuge neu aus und ging mit frischen Kräften gegen das brennende Dorf vor. Das Gelände schien ganz glatt und hob sich glaxisartig nach dem Dorfe zu. Das Pfeifen der Infanteriegeschosse nahm zu, der Donner der krepierenden Schrapnells betäubte uns bald und dazwischen klang das nerenaufreizende „Tadtadtadtadt“ der feindlichen Maschinengewehre. Mein erster Entfernungsschützer, ein Retzru von mir, den ich immer besonders gern gehabt hatte, warf plötzlich die Arme in die Höhe, fiel hin, schnellte noch ein paar mal mit dem Oberkörper in die Höhe und rief: „Ach, Herr Leutnant, nun hamme sie mich geschossen, nun kann ich nicht weiter.“ Dann war er still. Tränen der Wut und Trauer kamen mir. Die Hand trampfte den Säbelgriff und weiter ging es unaufhaltsam vor gegen das brennende On Hane. Ich hatte größtenteils Leute anderer Regimenter um mich

herum. Aber stolz war ich, wie sich die wenigen Leute meiner Kompagnie ganz besonders durch Schneid hervortaten. Ich hatte Mühe, vorn vor meinem Zuge zu bleiben. Auf einmal stolperte ich, fiel hin, blieb mit dem Bein hängen und griff mit den Händen in eine tiefe, tonisch zulaufende Grube, in deren tiefem Fußpunkt ein scharf zugespitzter Pfahl steckte. Eine Wolfsgrube, schon es mir durch den Kopf. „Achtung, Wolfsgruben!“ brüllte ich und krabbelte wieder in die Höhe. Am Knie hing ich einen Augenblick einen stechenden Schmerz. Verwundet, dachte ich. Aber mein Knie war heil und nichts zu sehen. Sofort ging es auch weiter. Es waren nur einige wenige Wolfsgruben von den Franzosen angelegt worden. Die Dämmerung brach herein und das Feuer der Franzosen ließ nach. Ein Drahthindernis hielt uns aufs neue auf. Aber mit ungewohnter Fixigkeit war es überwunden. Ein paar graue Tuchseken blieben in den Stacheln hängen. Die Pfähle waren 5 bis 6 Zentimeter starke Holzpfähle, die einfach in den Boden gerammt waren. Zweihundert Meter vom Dorf begannen wir mit dem Sturmangriff. Plüm, Plüm, Plüm hämmerte die Trommel, und „Kartoffelsupp, Kartoffelsupp, den ganzen Tag Kartoffelsupp, tät, tät, tät“ schmetterten die Signalföhner. Drohend zeigten die Bajonette nach vorn und ein ununterbrochenes, marterschütterndes Hurra ertönte. Das konnten offenbar die Franzosen nicht aushalten. Zuerst schwieg das Artilleriefeuer, dann hörte auch das Infanteriefeuer und das „Taktad“ der Maschinengewehre auf. Eine beklemmende Stille herrschte, man hörte das Zusammenklirren der brennenden Häuser und das Brausen der Flammen. Da kam der Befehl durch die Schützenlinie — wer ihn ausgegeben, woher er kam, das weiß man nicht —: „Nicht weiter vor,

nicht schießen, 106 ist schon im Orte drin.“ Das war gut möglich. Außerdem war es Nacht geworden und das Licht, das wir hatten, kam von dem brennenden Dorfe. Nun hieß es sammeln. Meinen Kompagniechef hatte ich bald gefunden und allmählich sammelte sich um uns der größte Teil der Kompagnie. Alles schrie und brüllte durcheinander, nur mit großer Mühe gelang es uns, aus den hunderten von selbtrauen Soldaten unsere Leute zusammenzubringen. Dazu war es dunkel und nur von dem brennenden Ort Haze zuckten grelle rote Lichter und Feuerseine über die sich sammelnden Soldaten.

Da geschah etwas Furchtbares. Wir standen etwa hundert Meter vom Dorfe entfernt und bekamen gerade etwas Ordnung in unsere Kompagnie. Auf einmal ertönt ein helles, fremdes Signal und von rechts und links des brennenden Dorfes prasselt ein wahnwitziges Feuer auf uns los. Sofort lagen wir am Boden. Ich stürzte mit den Mannschaften, die um mich waren, vor bis an eine Hecke und ließ auf die Lichtblitze feuern, die uns die feindliche Stellung ahnen ließen. Neben mir stöhnten Verwundete und wälzten sich auf der Erde. Ebenso plötzlich, wie das Feuer angefangen hatte, schwieg es wieder. Da rief es schon wieder von allen Seiten: „Ihr habt ja auf 106 geschossen.“ „Anfönn“, rief ich, „das ist französische Feuerattit“, und stürzte mit zwei oder drei Mann hinüber, dort, wo das wahnwitzige Feuer hergetommen war. Ich wollte mich doch überzeugen, was da drüben auf uns geschossen hatte. Hinter der Hecke war ein Hohlweg, dann kam wieder eine Hecke und dann lag vor mir, links neben dem brennenden Dorfe, freies Feld. Ich sah gar nichts, keinen Toten, keinen Verwundeten, keine Verhänzung. Da tönten dicht vor mir französische Stimmen.



Ich sah, daß unmittelbar vor mir französische Bersahungen sein mußten, und sprang so schnell als möglich zurück auf den Hohlweg. Raum war ich unten, so prasselte wieder das wahnsinnige Feuer los. Andere Leute antworteten und so ließ ich denn den Eisenhagel über mich wegbrausen. Als wieder Ruhe war, sprang ich auf und hinüber zu unseren Leuten. Dort sah ich einen Oberst und erhielt Befehl von ihm, alle Leute, die vorn in der Schützenlinie nicht Platz hatten, nach einem anderen brennenden Dorfe, das er mir zeigte, zu führen. Wir wollten gerade abräumen, da kam von rechts starkes Infanteriefeuer, und zugleich trachtete es wieder von On Hage her. Schnell nahm ich das Feuer gegen den neuen Gegner auf. Ob wir viel getroffen haben, weiß ich nicht. Wir konnten nur am Ausblick der Schüsse die Linie des Gegners feststellen. Dabei mochte er etwa tausend Meter weit entfernt sein, und das schlimmste war, wir wußten nicht mit Sicherheit, ob es auch Franzosen waren. Unsere Lage war nervenaufreibend. Von vorn und von rechts starkes Infanteriefeuer, dazu fielen auch hinter uns und von links einzelne Schüsse; versprengte Franzosen sahen immer noch in den Kornpuppen oder lagen in den Getreidefeldern und schossen aus dem Hinterhalt, wenn wir längst an ihnen vorbei waren. In der Dunkelheit konnten wir sie nur selten erwischen, hatten wir aber mal einen beim Widel, dann bekam er auch das Bajonett zu schmecken. Endlich ließ das Feuer auf beiden Seiten nach. Ich suchte von meiner Kompagnie zusammenzuaraffen, was nur ging, aber viel war es nicht. Von meinem Hauptmann keine Spur. Wie ein Feld hatte er sich während des ganzen Gefechtes benommen und hat seiner Kompagnie ein leuchtendes Beispiel von Tapferkeit gegeben. In allen schwierigen Augenblicken war er der vorderste gewesen und hatte seine Anordnungen getroffen, als ob wir Regimentsübungen hätten, ungeachtet des tausendfältigen Todes. Wie es sich später herausstellte, hatte auch er das fürchterliche Gefecht ohne die geringste Verletzung überstanden. Erst später, in dem Ringen an der Warne, sollte er an der Spitze seiner Kompagnie fallen.

Wir traten nun den Marsch nach dem mir bezeichneten Dorfe an. Eifer prasselte noch Infanteriefeuer aus irgenbweiner Richtung los, noch oft hörten wir das Zischen der Geschosse über unseren Köpfen. Meine Kolonne wurde immer stärker, Verpöngte und Leichtverwundete schlossen sich an und waren froh, als sie hörten, daß ein Offizier der Führer war. Eine vorgehende Watrouille meldete, daß deutsche Truppen den Ortsrand besetzt hielten, und so marschierten wir denn gegen Mitternacht in das Dorf. Kameraden von der Chemiker-Brigade empfingen uns und wir konnten uns endlich ausruhen.

Aber eine bittere Enttäuschung gab es noch. Wir waren halb verdurstet. Mein letztes Wasser hatte ich mit einigen meiner Leute geteilt. Als wir in die tohlende und schwelende Trümmerlücke eindringen wollten, um nach Wasser zu suchen, hielten uns Posten ab mit der Meldung: „Die Brunnen sind von den Franzosen vergiftet.“ Das war ein harter Schlag. Ein Schlud Wein, den mir ein Kamerad bot, bewirkte auf die überreizten Magenerven das heftigste Erbrechen. Da traf ich plötzlich unseren Bataillonsadjutanten. Das war ein freudiges Wiedersehen! Wir ließen die Tränen über das Gesicht, die überspannten Nerven machten sich auf diese Art Luft. Da erfuhr ich denn auch, daß das Bataillon wenige hundert Meter entfernt und das Gefecht für uns günstig verlaufen sei. Bald trafen wir auch bei den anderen Kompagnien ein, die nicht mit im Gefecht gewesen waren, und dort bekamen meine Leute Wasser und konnten sich ausruhen. Von allen Seiten kamen noch Verpöngte an, und schließlich kam auch unser Regimentsadjutant mit der freudigen Mitteilung, daß mein Hauptmann mit dem anderen Kompagnieoffizier und dem größten Teil der Kompagnie in einem Nachbardorfe sei. Der Feind sei überall zurückgegangen und der fürchterliche Nachtkampf habe mit unserem vollständigen Siege geendet. Da waren alle Anstrengungen und die Aufregungen der letzten Stunden vergessen. Unter dem Schutze des Bataillons legten wir uns auf der blanken Erde zum Schlafen nieder, den Tornister als Kopfkissen und den Mantel als Decke, so haben wir wohl zwei oder drei Stunden in tiefem, traumlosem Schlafe gelegen. Meine braven Leute waren auch äußerst erschöpft. Während war die Freude, als die Verpöngten zurückkamen und mich noch am Leben sahen. Ich glaube, dieser Augenblick war der schönste in meinem militärischen Dasein. Die Friedensarbeit hatte ihre Früchte gebracht, die Händebrüde und die seuchten Augen meiner Leute, das war der schönste und reichste Lohn, der mir zuteil werden konnte. Da spürte ich erst, wie nahe jeder einzelne mir stand und wie die Stunden der Gefahr ein unaufsäbares Band zwischen uns geschlungen hatten. Und als ich auf dem Boden lag und einschlafen wollte, da hörte ich, wie einige Leute leise flüsternd und ihre Erlebnisse mitteilten. Was ich da aus ihrem Munde über unseren Hauptmann und über uns Kompagnieoffiziere vernahm, das erfüllte mich mit einem tiefen, warmen Glücksgefühl, und ich glaube, nie bin ich dankerfüllterem Herzens eingeschlafen, als in dieser Nacht am Rande eines brennenden Dorfes und inmitten von toten Franzosen.

*

Der Kriegsausbruch zur See.

Der Krieg mußte naturgemäß auch die Kriegsschiffe der feindlichen Länder und die Schiffsahrt überhaupt in Mitleidenhaft ziehen. Seit Jahrzehnten war gerade auf diesem Gebiete mit dem größten Aufwand an Mitteln gerüftet worden, und insbesondere hatte England auf den Ausbau seiner Flotte das allergrößte Gewicht gelegt. Zu Kriegsbeginn besaß die britische Flotte 59 Linienfahrer, 43 Panzerkreuzer, 58 geschützte Kreuzer, 256 Torpedobootzerstörer, 33 Torpedoboote, 77 Unterseeboote und eine große Anzahl von Spezialschiffen und

Schnelldampfern, die Dienste als Hilfskreuzer zu leisten hatten.

England hatte in den letzten Jahren besonderen Wert auf den Bau von Großkampfschiffen, von Überdreadnoughts, gelegt. Die beiden neuesten Linienfahrer hatten 28.960 Tonnen Wasserverdrängung, eine Geschwindigkeit von 25 Knoten und je acht Geschütze zu 38-1 cm, 16 Geschütze zu 15-2 cm, 12 Geschütze zu 7-6 cm, 4 Geschütze zu 4-7 cm, 5 Maschinengewehre und 8 Unterwassertorpedolancierrohre von 53-cm-Kaliber. Also schwimmende Festungen. Die neuesten Panzer-

Kreuzer (Schlachtkreuzer) entsprachen an Größe den Linienschiffen, waren aber nur, wie die früher erbauten Linienschiffe, mit 34,3-cm-Geschützen bewaffnet. Die vor 1909 erbauten Linienschiffe sowie die seit 1905 gebauten Panzerkreuzer führten Geschütze mit 30,5-cm-Kaliber.

Die Gliederung der britischen Flotte war zu Kriegsbeginn folgende: Die Heimatflotte teilte sich in drei Gruppen. Die erste Flotte bestand aus vier Geschwadern zu dreimal acht und einmal sieben Linienschiffen, ebenso vielen Kreuzergeschwadern und einem oder zwei Geschwadern kleiner Kreuzer; sie hatte stets in Bereitschaft zu sein. Die zweite Flotte, die sich aus zwei Linienschiffgeschwadern von mindestens je sechs Schiffen und zwei Kreuzergeschwadern zusammensetzte, war im Frieden mit der Hälfte oder drei Fünfteln der Besatzung bemannt, doch hatte die Ergänzungsmannschaft in wenigen Stunden mobil zu sein. Die dritte Flotte bestand aus zwei Linienschiff- und zwei Kreuzergeschwadern; die verringerte Besatzung mußte durch Reservisten ergänzt werden.

Zur britischen Marine ist auch zu rechnen, was England an Luftfahrzeugen besaß. Bekannt war zu Ausbruch des Krieges, daß Großbritannien vier Luftschiffe mit zwei Doppelhaken am Medwanflügel in Kent besaß. Außerdem waren vorhanden 62 Wasserfahrzeuge und 41 gewöhnliche Flugzeuge.

Außer der Heimatflotte besaß England noch das Mittelmeergeschwader, bestehend aus drei Schlachtkreuzern, vier älteren Panzerkreuzern, vier kleineren Kreuzern, 16 Zerstörern, sechs kleineren Torpedoboote und drei Unterseebooten. Stützpunkt Malta. Und schließlich das an sich schwache Chinageschwader mit dem befestigten Hafen von Hongkong.

Die französische Flotte bestand aus 21 Linienschiffen, 19 Panzerkreuzern, 8 geschützten Kreuzern, 84 Torpedofahrzeugen mit 45-cm-Kaliber, 150 kleineren Torpedoboote, 55 Unterseebooten und einer Anzahl von Spezial- und Hilfschiffen. Auch einige veraltete Typs mit geringem Kampfwert standen noch im Dienst. Von den 21 Linienschiffen waren vier Großkampfschiffe mit 23.470 Tonnen Wasserverdrängung, 21,7 Knoten Geschwindigkeit, zwölf Geschützen zu 30,5 cm, 22 Geschützen zu 13,8 cm, vier Geschützen zu 4,7 cm und vier Unterwasserartillerierohren.

Stationiert waren an der Nordküste Frankreichs zwei Kreuzerdivisionen zu drei Schiffen, drei Zerstörerflottillen zu sechs Booten, zwei Unterseebootsflottillen, die eine zu drei Zerstörern und elf Unterseebooten, die andere zu zwei Zerstörern und sieben Unterseebooten, dann zwei Minenfahrzeuge und Reservechiffe.

Der Hauptteil der französischen Flotte: zwei Linienschiffgeschwader zu acht und fünf Schiffen sowie eine Ergänzungsddivision zu fünf Schiffen, dann zwei Kreuzerdivisionen zu je drei Schiffen und sechs Zerstörerflottillen zu je sechs Booten, zwei Unterseebootsflottillen zu je zwei Zerstörern und sieben oder neun Booten und schließlich zwei Minenfahrzeuge, war im Mitteländischen Meer stationiert. Dazu kam noch eine Schulschiffdivision von vier Schiffen und drei Reservechiffen.

Der Hauptliege- und Reparaturhafen der Flotte war Toulon; Neubauten wurden in Lorient und auch in Brest ausgeführt, Zerstörer und Unterseeboote in Cherbourg und Rochefort gebaut und repariert. Als Stützpunkt für das mit vermehrter Aufmerksamkeit bedachte Marineflugwesen war Toulon eingerichtet worden.

Was die russische Flotte anlangt, so war ihre Neuschöpfung — sie war bekanntlich im Russisch-Japanischen Krieg vernichtet worden — noch nicht vollendet. Die Baltische Flotte bestand, abgesehen von einem älteren Schiff, aus vier Linienschiffen mit je 13.210 bis 17.680 Tonnen Wasserverdrängung mit je vier schweren Geschützen von 30,5 cm, 12 oder 14 mittleren zu 15,2 oder 20,3 cm, einem bis drei leichten Geschützen, Maschinengewehren und Torpedorohren. Von vier im Bau befindlichen Großkampfschiffen war eines kurz nach Kriegsausbruch fertiggestellt und der Baltischen Flotte einverleibt worden. Dieses Schiff besaß 23.370 Tonnen Wasserverdrängung und eine Geschwindigkeit von 23 Knoten und war mit zwölf Geschützen zu 30,5 cm, 16 Geschützen zu 12 cm, vier Ballonabwehrgeschützen zu 6,3 cm, vier Geschützen zu 4,7 cm, acht Maschinengewehren und vier unter Wasser liegenden Torpedolancierrohren von 45-cm-Kaliber armiert. Ein Panzerkanonenboot, sechs Panzerkreuzer, vier geschützte Kreuzer, 57 Torpedoboote über 200 Tonnen, 13 kleinere Boote und zwölf Unterseeboote, drei Spezialschiffe und drei Schnelldampfer der sogenannten „Freiwilligen Flotte“ standen außerdem zur Verfügung.

Die Schwarzmeerflotte umfaßte, abgesehen von drei veralteten Schiffen, vier Linienschiffe, zwei geschützte Kreuzer, drei alte Kanonenboote und acht Unterseeboote. Die Sibirische Flotte bestand nur aus zwei geschützten Kreuzern, einem alten Kanonenboot, zehn größeren Torpedoboote und acht Unterseebooten.

Über die Ausgestaltung des russischen Marineflugwesens war zu Kriegsbeginn nur bekannt, daß sehr eingehende Flugversuche mit einem neuartigen Großflugzeug gemacht wurden, das 2457 kg wog und eine Tragfläche von 182 m hatte.

Österreich-Ungarn und Deutschland hatten also zu Beginn des Krieges eine riesenhaft überlegene Flotte gegen sich, zu der sich dann auch noch die japanische gesellte. Es war zu erwarten, daß die Überlegenheit der Gegner der Zentralmächte sich gleich zu Kriegsbeginn geltend machen würde, aber die feindlichen Mächte übertrafen diese Erwartungen noch. So wurde beispielsweise noch vor der Kriegserklärung, während die Verhandlungen zwischen Kaiser Wilhelm und dem Zaren noch im Gange waren, am Morgen des 31. Juli der Dampfer „Prinz Eitel Friedrich“ einer Stettiner Firma auf der Reise von Petersburg nach Stettin von russischen Kriegsschiffen beschlagnahmt.

Was bei Ausbruch des Krieges zur See sich abspielte, dafür zunächst nur ein Beispiel. Ein Wiener Gymnasialprofessor erzählt:

Wir schifften uns am 28. Juli 1914 von Marseille aus auf dem Dampfer des „Norddeutschen Lloyd“, „Prinz Heinrich“ zu einer Vergnügungsreise ein, die neun Tage dauern und in Bremerhaven enden sollte. Ich war der einzige Wiener an Bord und wir Reisende wußten noch nichts von den unmittelbar bevorstehenden großen Verwicklungen.

Schon in Marseille hatte man aber an diesem Tage in den Schiffsagenturen österreichisches Geld nicht mehr angenommen. Hundertmarkscheine wurden für 80 Mark in Zahlung genommen, österreichisches Geld überhaupt nicht. Der österreichische Konsul konnte da nicht helfen.

In Vissabon sind viele Vergnügungsreisende vom Dampfer „Wilow“, die nach Genua wollten, gleichfalls wieder zurückgekommen. Selbst Leute, die mit Schecks reisten, konnten kein Geld bekommen. Darunter waren Weltreisende, ein amerikanischer Konsul, der nur mehr drei Pfund Gold, sonst lauter Schecks hatte, sowie ein Kardinal, der bei der nächsten Gelegenheit nach Hause gefahren ist.

Die Fahrt ging also durch das Mitteländische Meer, an Gibraltar vorbei, wo das Schiff mit Scheinwerfern geortet wurde. Mit der Außenwelt sind wir nur mit drahtloser Telegraphie in Verbindung geblieben. Auf diese Weise erhielten wir dann Nachrichten über die anfänglichen kriegerischen Ereignisse. Wir hatten Vissabon schon hinter uns, da wurde ein Telegramm aufgenommen des Inhalts, England, Frankreich und Rußland hätten an Deutschland Krieg erklärt. Bezüglich Englands beruhte diese Nachricht damals bekanntlich noch auf einem Irrtum. Der Kapitän mußte sofort landen. Er wollte anfänglich Oporto anlaufen, ging jedoch, weil ihm der Hafen nicht sicher genug schien, wieder nach Vissabon zurück. Hier waren alle Banken geschlossen. Aus diesem Grunde und weil alle Schecks ihren Wert verloren hatten, konnten viele Reisende auf ihre Schecks kein Geld bekommen. Kleingeld hat man in Portugal überhaupt nicht gesehen.

Hier wurde uns auch von der Schiffsleitung mitgeteilt, daß infolge der Kriegsfälle sämtliche Verträge erloschen seien, und daß uns der „Norddeutsche Lloyd“ nicht weiter befördern könne. Wir könnten eventuell gegen eine geringe Vergütung an Bord bleiben oder die Gelegenheit benutzen, mit dem holländischen Schiffe „Tubantia“ gegen Lösung neuer Fahrkarten über Holland zurückzufahren. Ich fuhr also auf diesem großen holländischen Schiff weiter. Nach der Durchfahrt durch den Golf von Biscaya wurden wir von dem englischen Kreuzer „Highflyer“ angehalten. Der Kapitän desselben, namens French, war seinerzeit in Deutschland

als Spion gefangenengefetzt und später durch die Gnade des deutschen Kaisers freigegeben worden. Weil sich nun unser Kapitän weigerte, nach Plymouth zu fahren, kam eine englische Belagerung an Bord, englische Schiffsoffiziere übernahmen das Kommando und führten das Schiff, welches eine Ladung von 15.000 Säcken Kaffee, ferner Mais sowie viele Millionen gemünztes Gold hatte, nach Plymouth. Hier wurden wir in den Kriegshafen geführt, wo eine weitere englische Belagerung an Bord kam, 100 englische Soldaten. Es wurde uns nun bedeutet, daß man uns so behandeln werde, wie in Deutschland die Engländer behandelt würden. Am nächsten Tag erschien eine Kommission von englischen Offizieren an Bord, alle reichsdeutschen Wehrfähigen wurden gefangen gemacht, im ganzen 34. Alle mußten in die Gefangenschaft gehen. Man hätte sie frei gelassen, wenn sie den Eid geschworen hätten, nicht gegen England zu kämpfen. Sie weigerten sich aber, diesen Eid zu leisten. Nachmittags kam ein neuer Befehl: auch alle Nichtreichsdeutschen hätten das Schiff zu verlassen und ans Land zu gehen. Darunter wären auch die Österreicher gewesen, deren nur fünf bis sechs an Bord waren. Als wir Österreicher uns legitimieren wollten, hieß es, daß jetzt keine Zeit mehr dazu sei, am nächsten Morgen werde das vor sich gehen. Man wurden zehn Millionen Mark in Gold beschlagnahmt und in vielen Kisten vom Bord weggeschafft. Das Gold soll für die Deutsche Bank in London bestimmt gewesen sein. Am nächsten Tag kam dann die Order, das Schiff könne den Hafen verlassen. Die Hafensbatterien und die Kriegsschiffe, die im Kanal lagen, wurden verläßtigt, daß das Schiff freies Geleite habe. In Dover holte der Kapitän die kürzeste Route nach Billingen oder Hof van Holland ein. Unterwegs wurden wir jedoch durch ein englisches Torpedoboot angehalten, das uns den Befehl überbrachte, wir dürften die Route nicht beibehalten; wir glaubten schon, daß englische Truppen in Frankreich gelandet seien und wir mitten hinein gekommen wären. Wir mußten also nach Dover zurück und an der Küste Englands entlang bis zum östlichsten Punkt fahren, um von dort den Kurs gegen Amsterdamm zu nehmen. Plötzlich kreuzte eine mächtige englische Flotte von 21 Schlachtschiffen und Torpedobootzerkern unseren Kurs und nahm die Richtung gegen den Kanal.

In Amsterdam wurden wir von der Bevölkerung freundlich empfangen.

Die Engländer machten sich geradezu ein sportliches Vergnügen daraus, Deutsche, Österreicher und Ungarn auf hoher See abzufangen und nach England zu bringen, und es waren keineswegs immer nur wirkliche Wehrfähige, die gefangen gesetzt wurden. Es sei übrigens bemerkt, daß die Gefangennahme von Zivilisten, gleichviel ob wehrpflichtig oder nicht, an sich dem Völkerrecht nicht entsprach. Aber was war das Völkerrecht! Es gelang übrigens doch einer Anzahl von deutschen und österreichischen Schiffen, der Wachsamkeit der Engländer und Franzosen zu entgehen und ungefährdet in die Heimat zu gelangen.

Die Zerstörung von Hangö.

Wohl eines der widersinnigsten Ereignisse war gleich zu Beginn des Krieges zu verzeichnen: am 1. August versenkten die Russen am Eingang des finnischen Hafens Hangö einen großen holländischen Dampfer und alle Hafens-

krane, sprengten die Eisenbahnwerkstätten und die Hafennole in die Luft, steckten bei dreißig Magazine in Brand, zerstörten die Eisenbahnlinien und sperrten die Einfahrt nach Petersburg durch Minen.

Diese Tat soll nach einer Lesart auf die Nachricht, daß 40.000 Deutsche im Begriffe seien zu landen, nach einer anderen durch die mißverständliche Auslegung einer amtlichen Depesche aus Petersburg erfolgt sein. Der Kommandant hatte nur den Befehl erhalten, die Mole mit Minengängen zu versehen, um im Notfall rasch eine Sprengung bewerkstelligen zu können. Der Kommandant hatte offenbar ganz den Kopf ver-

riesige Dynamitbomben auf den Schultern, während ein achter die Zündschnüre trug. Der Offizier erwiderte auf einen nochmaligen Protest schroff: „Tun Sie, was ich Ihnen sage. Rußland wird alles bezahlen.“

Die Besatzung des „Alcor“ arbeitete mit der äußersten Anstrengung, um möglichst viel Privateigentum von Bord zu schaffen. Inzwischen war der Offizier mit den Bombenträgern in den Maschinenraum hinabgestiegen und jagte die Maschinisten unter Drohungen hinaus. Der Offizier war ganz außerordentlich aufgeregt, leichenblaß, klatschte in die Hände und rief: „Höchste Zeit, höchste Zeit!“ Nachdem



Auffahrt der ersten eingebrachten feindlichen Geschütze und Fahnen vor dem Schloß in Berlin.

loren. Nachdem das Vernichtungswerk vollbracht war, wurde er verhaftet; es heißt, daß er sich in der Zelle erhängt habe.

Über das Zerstörungswerk berichtet ein Reisender, der sich an Bord des „Alcor“, des verjankten holländischen Dampfers, befand:

Ein junger Genieoffizier sprang an Bord und befahl dem Kapitän, innerhalb einer halben Stunde müsse alles von Bord; persönliches Eigentum könne, soweit die Zeit es gestatte, mitgenommen werden. Obgleich der Kapitän auf das energischste Verwahrung einlegte und auf die Neutralität seines Dampfers hinwies, gab der Offizier seinen Matrosen dennoch Befehl, sich nach dem hinteren Teil des Schiffes zu begeben. Sieben Matrosen schleppten sieben

Mannschaften und Passagiere an Bord des Hafenboots gebracht worden waren, verließ der Kapitän als letzter mit der holländischen Flagge sein Schiff, worauf der russische Offizier, der sich einer gewissen Ergriffenheit nicht erwehren konnte, die holländische Flagge leicht salutierte. Das Hafenboot fuhr möglichst weit vom „Alcor“ weg, an dessen Bord als einziger der Offizier zurückblieb, um die Zündschnüre anzuzünden. Nach etwa einer Viertelstunde wurde er von einem kleinen Motorboot abgeholt, und zehn Minuten später erfolgte die erste Explosion im Kesselraum.

Eine riesige Dampfwolke stieg empor, und das Schiff sank etwa zwei Meter. Drei Viertelstunden später gab es zwei weitere Explosio-

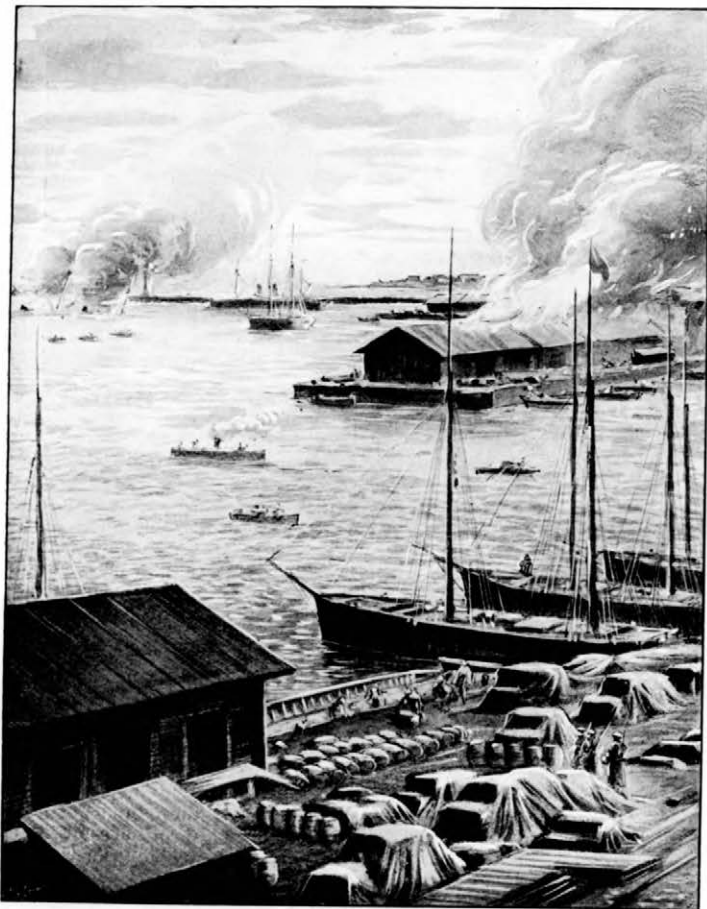
nen, worauf der „Alcor“ sich seitwärts neigte und mit großer Schnelligkeit in den Fluten versank.

Das war der Beginn der Zerstörung des Hangöer Hafens. Mannschaften und Passagiere des „Alcor“ wurden schon nach der ersten Explosion der Polizei übergeben; sie wurden zuerst auf das Polizeibureau gebracht und sollten dann in ein Hotel geschafft werden. Bereits auf dem Wege zum Polizeibureau jedoch sahen die Passagiere, wie ein Riesenkran des Hafens durch Dynamit gesprengt wurde. Vom Hotel aus, das eine weite Aussicht bot, beobachteten die Herren, wie der ganze Hafen systematisch zerstört wurde.

Am 4. August nachmittag fuhren die Besatzung und Passagiere des „Alcor“ nach Helsingfors. Kapitän Ebes bestand auf das energischste darauf, ein offizielles Zugeständnis des Neutralitätsbruches zu erhalten, und bei seinen Unterredungen mit dem russischen Admiral kam die erstaunliche Tatsache zum Vorschein, daß die ganze Zerstörung von Hangö wie auch die des „Alcor“ auf einem Mißverständnis des Hangöer Hafentommandanten beruhe. Der Hafentommandant soll ein Telegramm aus Petersburg mit der Anfrage erhalten haben, wie lange Zeit er gebrauchen würde, um den Hafen zu blockieren, worauf er im Übereifer die gängliche Zerstörung eigenmächtig befahl. Der Admiral äußerte sich vertraulich dahin, daß nach seiner Meinung die Behörden in Hangö vermutlich betrunken gewesen wären. Der Hafentommandant wurde am Dienstag verhaftet und erhängte sich kurz darauf in seiner Zelle.

Jedenfalls wurden in Hangö in ungläublich törichte Weise Millionenwerte zerstört, ohne daß auch nur die geringste Gefahr eines deutschen Angriffes vorlag. Es zeigte sich aber an diesem Beispiel, wie sehr man in Rußland fürchtete, daß die deutsche Flotte sofort zum energischen Angriff in der Ostsee übergehen werde. In Windau, dem zweitgrößten russischen Hafen in Kurland, trug sich übrigens ein ganz ähnlicher Fall wie in Hangö zu.

In der Nacht zum 2. August 1914 erschien vor Windau ein Fahrzeug, das sich später als der Dampfer „Amanda“ mit Kohlen aus England herausstellte, das aber der Hafentom-



Die Zerstörung des Hafens von Hangö.

Nach einer Originalzeichnung von H. Böfot.

mandant in seiner Nervosität für ein deutsches Kriegsschiff hielt. Der Kommandant ließ nun unverzüglich in die Mündung zwischen dem äußeren und inneren Hafen zwei große Dampfer „General Kossjerow“ und „Triton“ einfahren, um sie zu versenken. Da es zu lange gedauert hätte, die Schiffe mit Wasser vollzupumpen, erhielt „General Kossjerow“ Befehl, mit aller Kraft den „Triton“ anzurennen, um ihn leck zu machen, was diesen auch zum Sinken brachte. Als man dann den „General Kossjerow“ versenken wollte, blieb er mit dem Achter an der Hafensrampe hängen; dies alles geschah so überstürzt und planlos, daß ein großer Teil vom Achter abgerissen am Kai liegen blieb. Daß später „Amanda“ einlief und sich als friedliches Handelsschiff entpuppte, verringerte die Panik gleichwohl nicht. Auch das englische Schiff wurde in die Hafeneinfahrt gebracht und zusammen mit einem weiteren Dampfer „Rußland“ versenkt in solcher Hast, daß beide Fahrzeuge kenterten und kieloben auf dem Grunde lagen.

Welch eine Furcht vor den Deutschen! Sie mag zu einem nicht unwesentlichen Teil auch auf die Unsicherheit der Baltischen Flotte zurückzuführen sein, die dadurch hervorgerufen wurde, daß die Regierung alle finnischen Lotsen durch russische Lotsen aus dem Schwarzen Meer ersetzen ließ. Die russische Regierung mißtraute den Finnen; man hatte sie zu sehr mißhandelt, um jetzt in der Stunde der Not und Gefahr an ihre Verlässlichkeit glauben zu können. Die Lotsen aus dem Schwarzen Meer jedoch kannten die See nicht, und mancher schwerer Anfall der Baltischen Flotte ist wohl dieser Tatsache zuzuschreiben.

Beschließung des Hafens Libau durch die „Augsburg“.

Daß man in Rußland nicht mit Unrecht einen Vorstoß der deutschen Flotte in der Ostsee erwartete, zeigte sich allerdings sehr rasch. Bereits am 2. August um 9 Uhr abends meldete der kleine Kreuzer „Augsburg“ durch Funkenspruch:

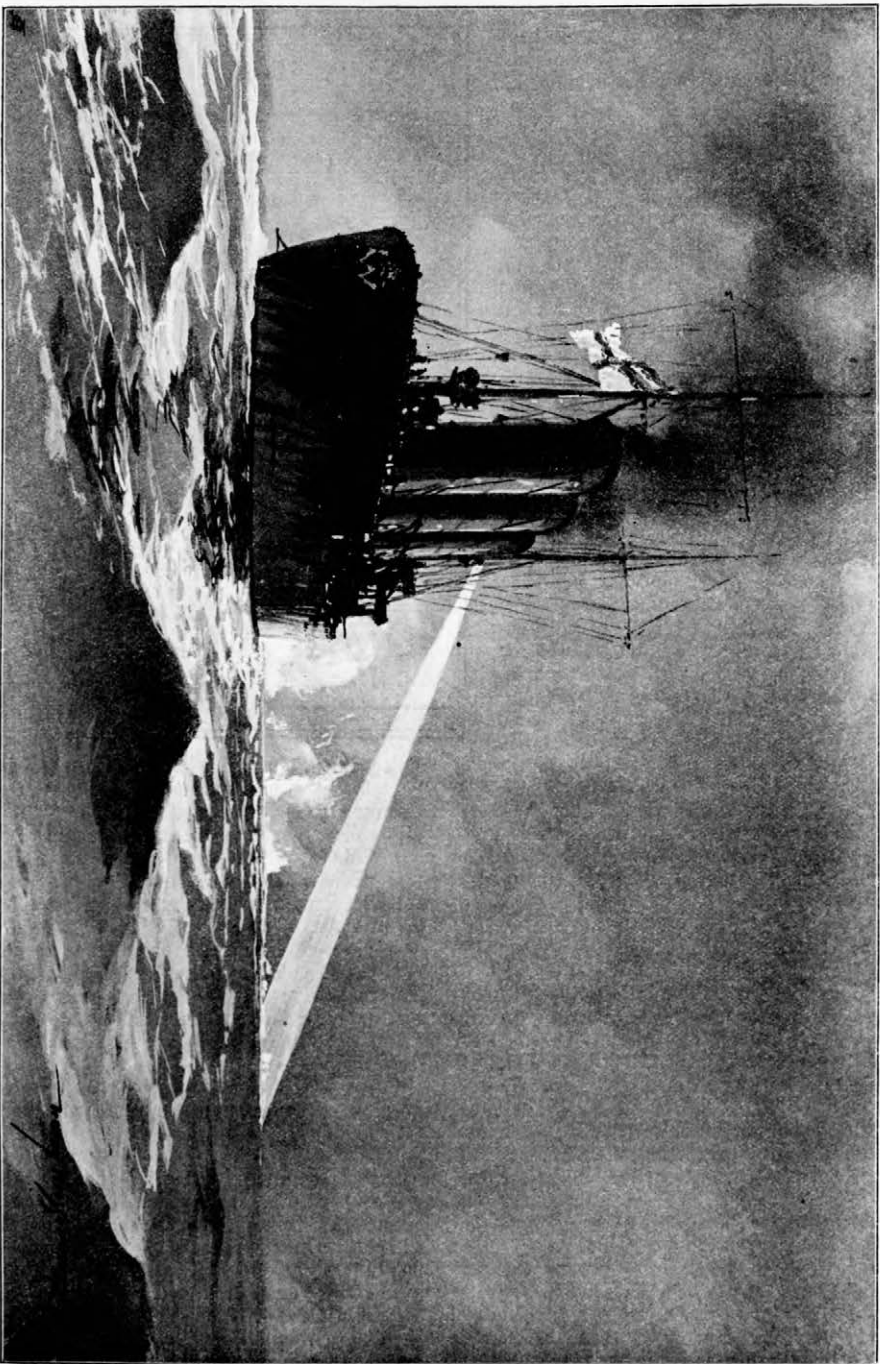
„Bombardiere den Kriegshafen Libau; bin im Gefecht mit einem feindlichen Kreuzer; habe Minen gelegt. Der Kriegshafen Libau brennt.“

Am 2. August war die „Augsburg“ von Memel in die Ostsee, Bestimmung längs der Küste, abgegangen. Nachts kehrte der Kreuzer wieder zurück und der Kommandant erstattete die Meldung, daß er den Kriegshafen von Libau, von dem er beschossen worden sei, bombardiert habe. Die Leuchtfeuer längs der Molen sind gelöscht gewesen, ebenso der Leuchtturm im



Kriegshafen. Ab und zu warf von den Vorwerken, obwohl es noch nicht völlig dunkel war, ein Scheinwerfer sein Licht auf die See. Plötzlich blitzte von einer der Strandbatterien ein Schuß auf. Nun erwiderte der Kreuzer das Feuer; jeder Schuß war ein Treffer. Der erste Schuß traf den Leuchtturm, der am Kanal zum Docksassin liegt. Der oberste Teil des Turmes, in dem sich das Leuchtfeuer befand, wurde glatt weggeschossen. Dann schlug ein Geschöß in die Kajerne ein, die in Brand gesteckt wurde. Mehrere andere Schüsse trafen die Docks, die zerstört wurden; deren Nebengebäude gingen in Flammen auf.

Ein russisches Kriegsschiff, das vor dem nördlichen Wellenbrecher lag, flüchtete in den Hafen; auf der Flucht gab es mehrere wirkungslose Schüsse ab. Im Bericht des Kommandanten heißt es weiter: „Mein Hauptaugenmerk richtete sich auf die Festungsbatterien, die nach Riga und Wilna führt. Die Bahnanlagen wurden in einer Länge von drei Kilometern vollständig zerstört, ebenso die Bahnhöfe.“ — Die Stadt selbst wurde nicht beschossen; sie ist durch einen Wald von der Festung getrennt. Der angerichtete Schaden war jedenfalls bedeutend; der kleine Kreuzer



Die Beförderung Eisens durch den kleinen deutschen Streifen „Humburg“.

Nach einer Zeichnung von Herrn Kneller.

hatte als erstes deutsches Schiff den Kampf zur See mit einem geradezu glänzenden Erfolge begonnen. Libau ist ein nicht unbedeutender Handelsplatz und war als Kriegshafen keineswegs unbedeutend. Daß die Stadt selbst nicht unter dem Feuer der Geschütze der „Augsburg“ zu leiden hatte, war um so erfreulicher, als in Libau trotz aller Russifizierung noch genug deutsches Leben und deutschfreundliche Gesinnung pulsierte.

*

In der Ostsee war der Krieg eröffnet, in der Nordsee bereitete man sich auf den Angriff der britischen Flotte vor. Schon am 2. August wurde die Insel Helgoland, die in diesem Krieg eine hervorragende Rolle spielen zu sollen schien, von der Zivilbevölkerung vollständig geräumt. Zwei deutsche Dampfer brachten die gesamte Einwohnerschaft, etwa 1300 Personen, nach dem Festland, wo sie auf die Ortschaften der Niederelbe verteilt wurden. Auch sämtliche Angehörigen der Besatzung mußten die Insel verlassen. Man sieht, heißt es in dem Briefe eines Offiziers, der nach der Räumung auf Helgo-

land verblieben war, in den öden Straßen zwischen den menschenleeren Häusern nur Verteiliger der Festung, Offiziere, Matrosen, Seesoldaten und Pioniere, die von früh bis spät tätig sind, um die Festung auf die höchste Stufe der Widerstandsfähigkeit zu bringen. Nur wenige Zivilpersonen sieht man, Techniker und Arbeiter, die bei den Armierungsarbeiten beschäftigt sind, sonst nur Uniformen. Zwei Krankenschwestern sind die einzigen weiblichen Wesen auf der Insel. In den verlassenen Gärten spielen einsame Hunde und Katzen, scharren die Hühner, hinter geschlossenen Fenstern singt der Kanarienvogel, aber kein Mensch tritt durch die Türen. Eine verwunschene Stadt. Haus und Hof, Hab und Gut haben die Bewohner zurücklassen müssen, nur wenig konnten sie bei der eiligen Abreise mitnehmen. Alles Zurückgelassene steht unter der Obhut der Kommandantur. Selbst das Füttern der Haustiere, die sonst dem Verhungern preisgegeben wären, hat sie übernommen.

Die deutsche Flotte erwartete den englischen Angriff.

„Göeben“ und „Breslau“.

Die deutsche Kriegslagge zeigte sich aber nicht nur im Norden, sondern auch im Mittelmeer. Am 4. August berichtete der amtliche Draht:

Die im Mittelmeer befindlichen deutschen Kriegsschiffe sind gestern an der Küste von Algerien erschienen und haben einzelne besetzte Kläse, Einschiffungsorte für französische Truppentransporte, zerstört.

Das Feuer wurde erwidert.

Es waren die deutschen Kreuzer „Göeben“ und „Breslau“, die den Krieg an der algerischen Küste eröffneten. Die beiden Schiffe lagen vor Kriegsausbruch vor Brindisi, von wo sie nach Messina dampften. Den Hafen von Messina verließen sie nachts und kamen am 4. August, von den feindlichen Schiffen im Mittelmeer unbeachtet, an die afrikanische Küste. Hier bombardierten sie die algerischen Häfen Philippeville und Bona, wo Dampfer lagen, die algerische Truppen nach Frankreich bringen sollten. Die beiden Schiffe richteten hier große Zerstörungen durch Granaten an und verschwand blickschnell.

Ein Maat der „Göeben“ schildert die Beschießung von Philippeville: Wir fuhren auf 300 Meter an den Hafen heran. Bei der ersten Salve stürzte die zehn Meter hohe Mole ein, bei der zweiten explodierten zwei große Petroleummagazine. Die übrigen Salven vernichte-

ten mehrere Krane, Eisenbahnanlagen und einige Schiffe. Als wir weiter fuhren, stand alles in Flammen. Wir sind von der Festung mit Haubizen beschossen worden, allerdings nur wenige Schüsse, und die fielen auch noch 1200 Meter von uns entfernt ins Wasser. Auf der Rückfahrt verfolgten uns zwei große englische Linieneschiffkreuzer. Aber die konnten ja nicht mit uns mit. Wir haben ihnen telegraphiert, ob wir sie in Schleppe nehmen sollen, sie kamen ja sonst nicht vorwärts.

Zur gleichen Zeit beschoß die „Breslau“ ein paar Schiffe, die sich im Hafen von Bona befanden, bohrte sie in den Grund und entfernte sich, nachdem sie noch mit einigen Schüssen das Kastell und ein paar Häuser zerstört hatte.

Die beiden Schiffe, die der französischen und englischen Flotte im Mittelmeer in einer sehr temperamentvollen Art ihre Anwesenheit im Mittelmeer gezeigt hatten, kehrten am 5. August nach Messina zurück. Diese Rückkehr wurde folgendermaßen geschildert:

Am 5. August, früh um 7 Uhr, fuhr am Kap Peloro der deutsche Kreuzer „Breslau“, der nach hierher gelangten Berichten gestern früh die algerische Küste bei Bona bombardiert haben soll, in die Straße von Messina ein. An Bord des Schiffes, wohin ich mich mit einigen Kollegen begab, herrschte eine fleißige Tätigkeit; Offiziere und Matrosen arbeiten gemeinsam, um Tausend und Metallstücke in Ordnung zu bringen. Der Kreuzer ist heute nacht mit Vollampf gefahren, und seine Schornsteine tragen die Zeichen der hohen Tem-

peratur, zu der die Kessel gelangt sind. Kurz darauf kam der Kreuzer „Goeben“, neben ihm legte sich der deutsche Dampfer „General“, der vorgekettete Herangezogen worden war, um die Kreuzer mit Kohlen zu versorgen.

An Bord des Kreuzers „Goeben“ bat ein Journalist einen Offizier um Nachrichten über die Beschießung von Bona. Der Offizier erklärte vor allem, daß auch Philippeville beschoßen worden sei. „Gestern bei Tagesanbruch“, erzählte er, „war von unserem Konteradmiral verfügt worden, daß der Kreuzer „Breslau“, Bona und der Kreuzer „Goeben“ Philippeville zerstören solle. Um 4 Uhr begann die Beschießung der beiden Hafenanlagen, Philippeville wurde nach einstündiger Beschießung fast vollständig zerstört; unser Feuer wurde nicht erwidert, und wir entzerrten uns, während die Stadt an mehreren Stellen brannte. Der Kreuzer „Breslau“ beschloß zur selben Zeit ein paar Schiffe, die sich im Hafen von Bona befanden; er bohrte sie in den Grund und entfernte sich, nachdem er noch einige Schiffe auf die Stadt abgegeben und das Kastell und ein paar Häuser zerstört hatte. Das Feuer wurde auch in Bona nicht erwidert.“

Die beiden Schiffe nahmen unmittelbar darauf die Richtung nach Nordwesten. Auf hoher See wurden wir von einigen englischen Kriegsschiffen gesichtet; sie gehörten unzweifelhaft zu der englischen Mittelmeerflotte, die gegenwärtig vor Malta zusammengezogen ist. Es wurde sofort Befehl gegeben, daß die Maschinen mit Vollampf fahren sollten, und wir nahmen die Richtung nach Messina. Die englischen Schiffe suchten uns zu verfolgen, aber unsere Geschwindigkeit war größer, und wir entfernten uns immer mehr von ihnen. Als dann die Nacht kam, sahen wir die Schiffe nicht mehr, und konnten unsere Fahrt nach Messina ruhig fortsetzen.“

Der Journalist fragte: „Haben die englischen Schiffe keinen Schuß abgefeuert?“ — „Nein, keinen, denn wir waren außer Schußweite und fuhren mit außerordentlicher Schnelligkeit.“ Am Nachmittag manövierten die deutschen Schiffe innerhalb der Straße von Messina. Inzwischen haben die Semaphore in der Nähe von Kap Spartivento (Südspitze der Halbinsel Calabrien) eine Division englischer Schiffe gesichtet; diese Schiffe wollen den Feind offenbar außerhalb der italienischen Gewässer erwarten. Es heißt, daß auch auf der anderen Seite der Meerenge englische Schiffe den deutschen Schiffen den Weg versperren. Vom 7. August an wird die Straße von Messina für sämtliche Kriegs- und Handelsschiffe, für italienische so gut wie für ausländische, gesperrt. Gestattet ist dann nur die Durchfahrt für solche Schiffe, deren Bestimmungsort die Häfen von Messina, Reggio und Villa San Giovanni sind; die Durchfahrt kann aber auch dann nur am hellen Tage erfolgen. . . .

Die Situation war für die beiden deutschen Kreuzer nicht gerade beneidenswert. Im Hafen von Messina durften sie nur 24 Stunden bleiben, und am Hafeneingang lauerte ein feindliches Geschwader. Trotzdem sind die beiden Kreuzer entkommen.

Der Admiral und die Offiziere begaben sich gegen Abend zum deutschen Konsul in Messina, wo sie ihre Testamente hinterlegten sowie Briefe in die Heimat und Wertpapiere, darunter eine Photographie des Kaisers mit eigenhändiger Unterschrift.

Abends fuhren die beiden Schiffe aus Messina ab. Eine tausendköpfige Menge stand am

Hafen und sah der Abfahrt zu. Die Musik des Flaggen Schiffes „Goeben“ spielte die Nationalhymne. Unbedeckten Hauptes standen Offiziere und Mannschaften an Deck. Brausend erschollen drei Hurras auf den Kriegsherrn zum Ufer, wo schweigend die Volksmenge herrte, ergriffen von der heiteren Ruhe und Zuversicht, mit der die deutschen Seeleute in den Kampf zogen. Die Abfahrt erfolgte bei Mondschein. Bald hörte man in Messina Kanonendonner. — —

Man fürchtete für die wackeren deutschen Seeleute, aber als am anderen Tage Trümmer eines englischen Schiffes an den Strand gespült wurden, war die Überzeugung allgemein: die deutschen Schiffe waren, vielleicht sogar unversehrt, durchgekommen.

Aber erst am 12. August meldete der amtliche Draht:

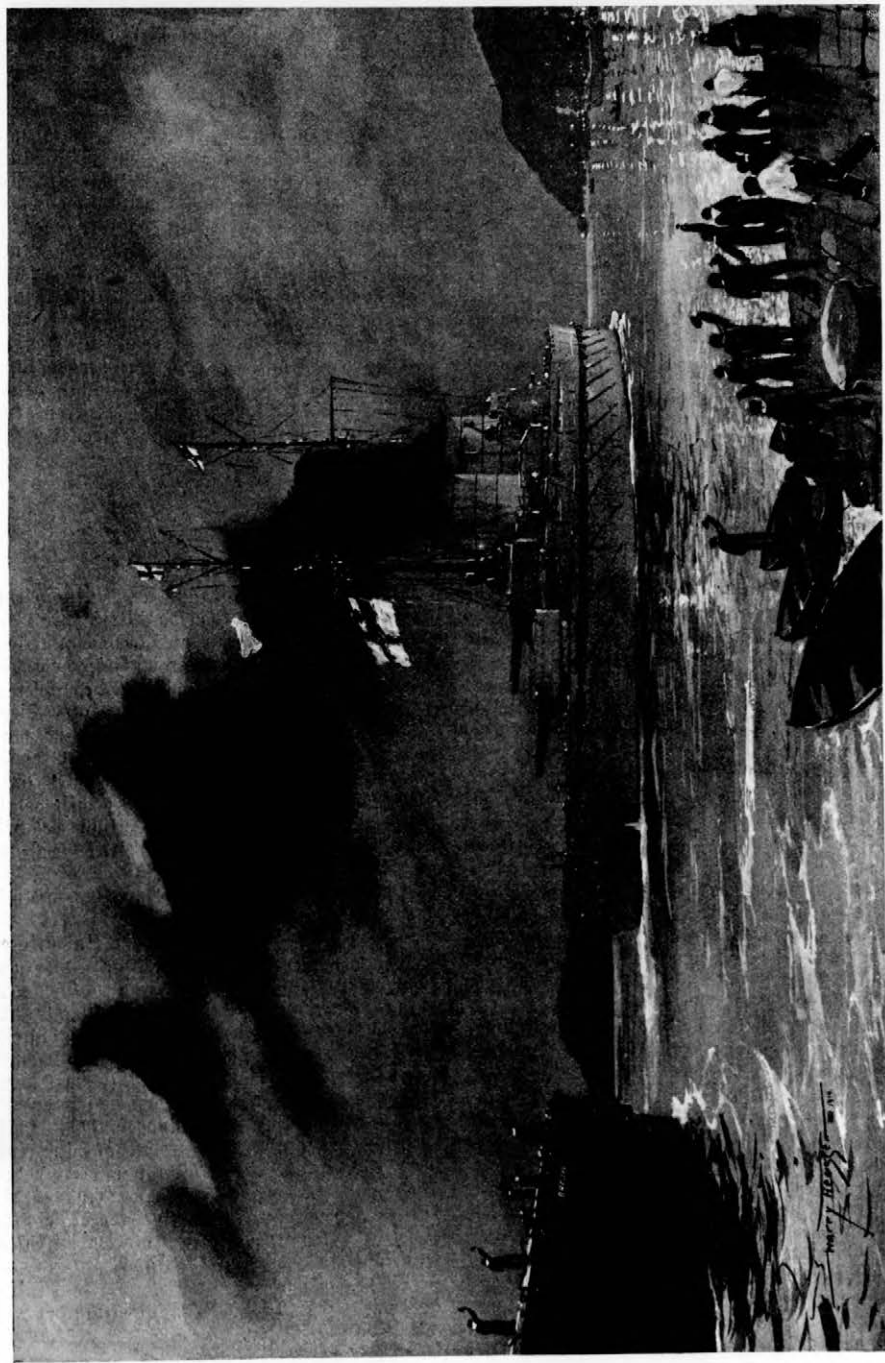
Der Panzerkreuzer „Goeben“ und der kleine Kreuzer „Breslau“ sind am 5. August nach ihrer Unternehmung an der algerischen Küste in den neutralen Hafen von Messina eingelaufen und haben dort aus deutschen Dampfzern ihre Kohlenvorräte ergänzt.

Der Hafen wurde von englischen Streitkräften, die mit unseren Schiffen Fühlung bekommen hatten, bewacht.

Trotzdem gelang es diesen, am 6. August, abends, von Messina auszubrechen und die hohe See zu gewinnen.

Eine Kriegslist hatte die beiden Kreuzer gerettet. Verlässlich wurde darüber berichtet:

„Goeben“ und „Breslau“ hatten am 4. August die Städte Philippeville und Bona in Algier bombardiert, worauf sie den Kurs nach Osten einschlugen. Da sie von einem englischen Geschwader verfolgt wurden, ließen sie durch die Straße von Messina in den Hafen von Messina ein, wo sie von mehreren dort befindlichen deutschen Dampfern Kohlen nahmen. Das war am Morgen des 6. August. Beide Ausgangsstrahlen von Messina wurden von englischen Kriegsschiffen scharf bewacht — im Norden auf der Höhe von Kap Faro lagen vier feindliche Kreuzer und im Süden dicht vor der Stadt Reggio sperten drei Schlachtschiffe die Straße. „Goeben“ und „Breslau“ lagen bis zum Abend still im Hafen. Aber als die Dunkelheit hereinbrach, beschlossen sie, einen Versuch zu unternehmen, aus der Falle zu gelangen oder zum mindesten sich so teuer als möglich zu verkaufen. Es galt, sich die Nacht zunutze zu ziehen, denn am Tage darauf hätten die beiden deutschen Schiffe abrissten müssen. Die Deutschen hatten eine List ausfindig gemacht. In der Dunkelheit glitten die beiden Fahrzeuge aus dem Hafen, während die Musikkapellen auf den Schiffen die Wacht am Rhein spielten. Der Kurs wurde nordwärts durch die sehr schmale Fahrtrinne genommen, die wegen ihrer Schwierigkeiten für die Schifffahrt von allen Seeleuten gefürchtet ist. Die Klänge des deutschen Liebes tönten weit in die Nacht hinein und wurden auf den englischen Kreuzern gehört. Zur großen Verwunderung der Engländer kamen die Klänge immer näher. Auch die Schlachtschiffe im Süden vernahmten die Töne und spähten vorsichtig nach Norden, um den Deutschen den Rückzug abzuschneiden und möglicherweise den Kameraden zu Hilfe zu eilen. Auf einmal entfernte sich die Musik nach der westlichen Küste zu. Die Engländer begannen



Die deutschen Grenzer „Gorben“ und „Breslau“ verlassen Bresna und durchbrechen die Blockade der englischen Eskadre.

Nach einer Originalzeichnung von Harry Ventner.

sofort, ihre Scheinwerfer spielen zu lassen, um nach den beiden deutschen Kreuzern zu suchen — diese aber waren und blieben verschwinden. Die List der deutschen Seeleute war gelungen. Als dies entdeckt wurde, befanden sie sich bereits ein gutes Stück aus dem Schußbereich der englischen Geschütze. Lautlos wie die Schattensoldaten waren sie mit abgedeckten Lichtern durch die — lübbliche Fahrstraße gegangen, und zwar so dicht an den englischen Schlachtschiffen vorüber, daß sie in der stillen Nacht das Geräusch der Maschinen von den englischen Schlachtschiffen vernehmen konnten. Wie war das möglich gewesen? Bald nach dem Verlassen des Hafens von Messina in nördlicher Richtung waren die Musikcorps der Kreuzer in eine Barkasse geteilt und hatten, andauernd die Nacht am Rhein bläuelnd, die Fahrt noch ein Stück nordwärts fortgesetzt. Nachdem sie sich davon überzeugt hatten, daß die Engländer auf die List hereingefallen waren und die beiden Kreuzer sich in Sicherheit befanden, gingen sie an einer anderen Stelle Siziliens wieder an Land. „Goeben“ und „Breslau“ aber hatten den Kurs geändert und den Weg nach Süden genommen durch eine vielen noch unbekannte gefahrvolle Rinne, die sich bei dem letzten großen Erdbeben in der Straße von Messina ge-

bildet hatte. Unbemerkt hatten sie die drei englischen Schiffe passiert und darauf die Fahrt in die Nacht hinein angetreten.

Die beiden Kreuzer kamen unbehelligt nach Konstantinopel und wurden von Deutschland dann an das ottomanische Reich verkauft. Wir werden später wieder von ihnen hören. Es ist übrigens nicht uninteressant, daß die Lage, in der sich „Goeben“ und „Breslau“ im Hafen von Messina befanden, sehr leicht zu einer großen Seeschlacht hätte führen können. Die österreichische Flotte, die in Pola durch Funkenpruch von der Gefahr unterrichtet war, in der sich die beiden Kreuzer befanden, war sofort ausgelassen und hatte bereits die Höhe von Ragusa erreicht, als eine neue Radiomeldung der „Goeben“ eintraf, daß die beiden Schiffe aus eigener Kraft durchgebrochen waren.

Die „Königin Luise“.

Aber nicht nur Rußland und Frankreich bekamen die deutsche Kriegsschlagge gleich zu Beginn des Krieges zu sehen, auch Großbritannien, die stolze „Beherrscherin der Meere“, mußte in Erfahrung bringen, daß die so verhaßte deutsche Flotte keineswegs unterschätzt werden durfte. Am 6. August wurde folgendes bekannt:

Der von der deutschen Kriegsmarine übernommene Bäderdampfer „Königin Luise“ war beim Legen von Minen vor dem Kriegshafen an der Themsemündung, also im eigentlichen Herzen Englands, von einer britischen Torpedobootsflottille unter Führung des kleinen Kreuzers „Amphion“ angegriffen und zum Sinken gebracht worden. Die „Amphion“ lief aber bald darauf auf eine der von der „Königin Luise“ gelegten Minen und sank. Die erste amtliche Meldung über dieses Ereignis lautete:

Ziemlich sicheren Nachrichten zufolge ist der von der kaiserlichen Marine übernommene Bäderdampfer „Königin Luise“ beim Legen von Minen vor dem Kriegshafen an der Themsemündung von einer englischen Torpedobootsflottille unter Führung des kleinen Kreuzers „Amphion“ angegriffen und zum Sinken gebracht worden.

Die „Amphion“ selbst lief auf eine von der „Königin Luise“ gelegte Mine auf und sank.

Von der englischen Besatzung sind dem Vernehmen nach 130 Mann ertrunken und 150 Mann gerettet worden.

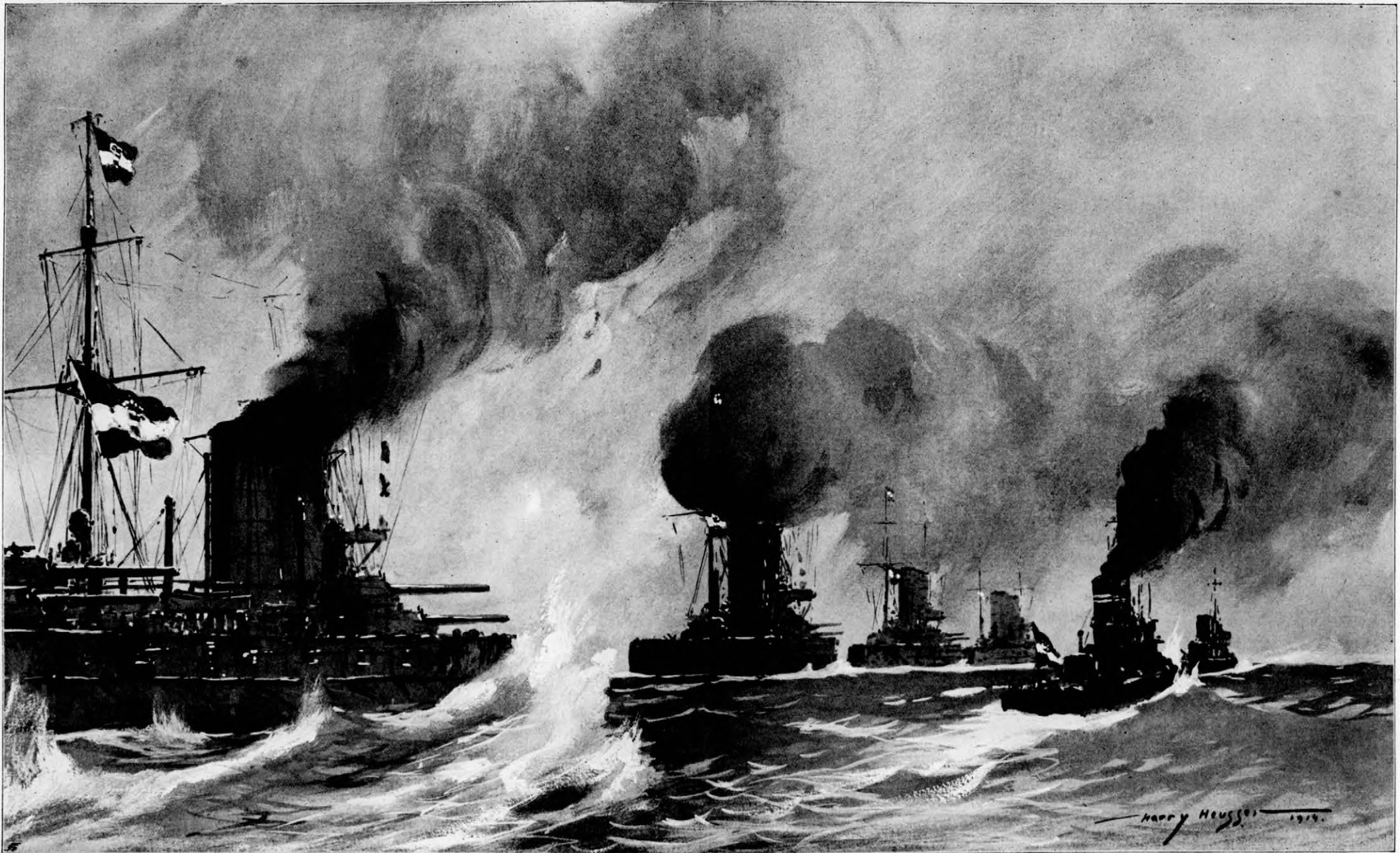
Von der sechs Offiziere und 114 Mann zählenden Besatzung der „Königin Luise“ sei ebenfalls ein Teil gerettet worden.

Die Meldung bestätigte sich vollinhaltlich, und es ist begreiflich, daß das Vordringen der „Königin Luise“ bis in die Themsemündung, dieser prächtige Huzarenstreich der deutschen Kriegsmarine, in Deutschland Begeisterung hervorrief. „Das ist der Geist, der zum Siege führen muß“, sagte man in Berlin, und man war mit Recht überzeugt, daß die Tat dieses Bäderdampfers in England den größten Eindruck machen würde. Dieses kleine Schiff wagte sich gewissermaßen in das Allerheiligste des britischen Herrschaftsbereiches, um diese ungeheuer wichtige Meeresgegend mit deutschen Minen zu verfeuchten, die erste englische Handelsstraße mit Tod zu besäen.

Die „Königin Luise“ war ein älteres Schiff, das im Frieden Bäderreisen besorgte. Jetzt war es zum Minenlegen ausgerüstet und verwendet worden. Es hatte etwa 10.000 Registertonnen und 15 Meilen Geschwindigkeit. Sein Verlußt war, nachdem die Minenlegung, wie der Erfolg bewies, durchgeführt war, ziemlich gleichgültig. Man rechnet gar nicht damit, daß ein zu diesem Zweck ausgesandtes Schiff überhaupt zurückkehren kann. Es hat seine Aufgabe erfüllt, bevor es hinabtauchte auf den Grund des Meeres. Wie geschieht muß es die Minen gelegt haben, daß ein Kreuzer, der es in seiner Tätigkeit zu beobachten vermocht hatte, selbst auf eine der Minen aufstieß.

Ein englisches Blatt, die „Daily Mail“, gab am 8. August folgende Schilderung der Tat der „Königin Luise“:

Der kleine Kreuzer „Amphion“ war der Führer der 3. ober L-Flottille von Torpedobootszerstörern. Das



Österreichisch-ungarische Hochsee-Eskadre.

Nach einer Originalzeichnung von Harry Heugger.

A. Hartleben's Kleiner Volks-Atlas

24 Hauptkarten
und 29 Nebenkarten
auf 41 Kartenseiten.

Ergänzender Text von Hans Mayerhofer.

Zweite, neubearbeitete Auflage. — Groß-Folio-Format. — Gebunden 8 Kronen = Mark 7.20.

A. Hartleben's Kleiner Hand-Atlas über alle Teile der Erde.

Enthaltend 40 Hauptkarten und 38 Nebenkarten in 60 Kartenseiten.

Ergänzender Text von Hans Mayerhofer.

Zweite, neubearbeitete Auflage. — Groß-Folio-Format. — Gebunden 10 Kronen = 9 Mark.

Dalmatien Das Land der Sonne, eine Wanderfahrt an der Adria.

Von M. Band.

Mit 142 Illustrationen nach photographischen Aufnahmen u. einer Übersichtskarte.
8 Bogen. — Groß-Oktav. — In Originalband 8 Kronen = Mark 7.20.

Athen und Attika. Land, Leute und Denkmäler.

Von Adolf Struck.

Mit 226 Abbildungen, einem Plan von Athen und einer Karte von Attika. — 14 Bogen.
Groß-Oktav. — In Originalband gebunden 6 Kronen = 5 Mark.

Kämpfe in China.

Eine Darstellung der Wirren und der Beteiligung von Österreich-Ungarns Seemacht an ihrer Niederwerfung in den Jahren 1900 — 1901.

Von Theodor Ritter von Winterhalder, k. u. k. Linien-Schiffsleutnant.

Mit 118 Abbildungen, 26 Croquis u. 2 Karten. 38 Bogen.
Groß-Oktav. — Gebunden 10 Kronen = 9 Mark.

Die richtige Lebensweise.

Von Med. Dr. F. Schürer v. Waldheim.

Mit 8 Tafeln, 12 Abbildungen enthaltend. 10 Bogen. Groß-Oktav. Gebdn. 4 K 20 H = 3 M. 50 Pf.

Der Verfasser geht auf Grund selbständiger Beobachtungen und Studien durchaus seine eigenen Wege, hier von der Medizin, dort von der Naturheilkunde nehmend, was ihm wertvoll erscheint, und sich nicht scheuend, manche der heute üblichen Lehren der medizinischen Wissenschaft als verhängnisvolle Irrtümer zu bezeichnen. So bezüglich der Bauscheidungen und der Trockenkost, welchen der Autor eine ungeheure Bedeutung beimißt.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen aus:

⊗ A. Hartleben's Verlag in Wien und Leipzig ⊗

Wer die Ereignisse der Gegenwart in ihrem ganzen Umfange verstehen will,
bestelle das Werk:

Der europäische Krieg und der Weltkrieg

Historische Darstellung der Kriegsereignisse von 1914—

Mit vielen Illustrationen, Porträts, Karten und Plänen
Erscheint in etwa 40 Hefen, jedes 50 Heller = 40 Pfennig

Wir alle sind Zeugen von Geschehnissen, die an Furchtbarkeiten alles übertreffen, was die Welt je erlebt hat. Was sind die Kriege von einst gegen den Zusammenprall der Millionenheere, der sich jetzt vollzieht! Der dreißigjährige Krieg mit seinen Schrecken und seinem Elend, die napoleonischen Feldzüge, ja selbst der Deutsch-Französische Krieg und der Krieg zwischen Rußland und Japan sind kaum mehr als Episoden, wenn man die Furchtbarkeit der modernen Waffen, wenn man die Zahl der Kämpfer in Betracht zieht, die in diesem europäischen Ringen einander gegenüberstehen.

Gerade in dieser Zeit, die sich noch kaum Rechenschaft über sich selbst geben kann, beginnt das groß angelegte Geschichtswerk „Der europäische Krieg und der Weltkrieg“ zu erscheinen.

Noch glühend von den gewaltigen Eindrücken der letzten Wochen, im Banne des Miterlebten wird der Verfasser ein Zeitgemälde entwerfen — seine Vorgeschichte ausführlich darstellend —, das den Tatsachen wirklich gerecht wird. Das Erleben der Gegenwart soll den Griffel des Geschichtsschreibers führen; denn nur so kann es möglich werden, ein zuverlässiges und treues Bild der Geschehnisse zu geben.

Hembergers Werk „Der europäische Krieg und der Weltkrieg“ ist keine Kriegschronik aus Zeitungsberichten zusammengestellt, sondern der geschichtliche Aufbau der großen Ereignisse, die sich jetzt vor uns abspielen.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen aus:

H. Hartleben's Verlag in Wien und Leipzig

Vom gleichen Verfasser
erschienen bereits früher:

Illustrierte Geschichte des Balkankrieges 1912—13

Von **H. Hemberger**

Mit 513 Abbild., 23 Textkarten u. 2 mehrfarb. großen Karten der Balkanländer. 162 Bogen. Quart

Zwei Bände, jeder 15 Kronen = 12 Mark 50 Pfennig

Die hohe Bedeutung des letzten Balkankrieges nicht nur für die Balkanhalbinsel selbst, sondern auch für ganz Europa kommt in diesem Geschichtswerk zum Ausdruck. Hemberger hat darin eine Kraft der Anschaulichkeit, wie sie sonst ähnlichen Werken nicht innewohnt. Schritt für Schritt ist er mit den Ereignissen gegangen, aber trotz ihrer Wirbelnden, sich überlagernden Säule hat er doch keines übersehen, keines vergessen. Mit der Gewissenhaftigkeit des echten Geschichtsschreibers hat er sie geordnet, aneinandergereiht, so daß man die tieferen Ursachen und die logischen und psychologischen Zusammenhänge begreift, die man im Wirbelsturm der Geschehnisse selbst nie recht zu überblicken vermochte.

H. Hartleben's Verlag in Wien und Leipzig